

Gesamtüberblick über die polnische Tagesliteratur

40. Woche für die Zeit vom 4. bis 10. Oktober 1901.

Posen, den 15. Oktober 1901.

Aus den Blättern der Provinz Posen.

Aus Nr. 230 des Dziennik Poznański

vom 6. Oktober 1901:

Aufruf.

In Folge der bekannten Vorkommnisse in den Gymnasien wurden Ende vorigen Monats einige Abiturienten des Gymnasiums in Strassburg und Kulm relegiert. Unter ihnen befinden sich einige in einer traurigen materiellen Lage. Um ihnen ihre fernere Ausbildung zu ermöglichen, wenden wir uns hiermit an die Opferwilligkeit unserer Gesellschaft.

Wir ersuchen, die Beiträge zu Händen des Herrn Redakteurs Brejski-Thorn zu übersenden. Ueber die Vertheilung der aufgebrachtten Geldmittel wird ein von den Unterzeichneten gewähltes Komitee verfügen.

Im Oktober 1901.

Domherr Bielicki-Pelplin. Redakteur Brejski-Thorn. Leo v. Czarlinski-Thorn. v. Dzialowski-Dzialowo. Hozakowski-Thorn. Dr. Joseph Karwat-Wichulec. B. Kurzentowski-Löbau. Dr. Lamparski-Löbau. v. Wyżkowski-Komorowo. Pfarrer Majka-Samplawa. Masakowski-Gieszyn. Pfarrer Odrowski-Thorn. Pfarrer Odrowski-Namra. Pfarrer Odonowski-Löbau. Ossowski-Najmowo. Dr. Polewski-Kulm. Dr. Pomierski-Löbau. Dr. Rzepnikowski-Löbau. Professor Schröder-Strassburg. Sikorski-Groß Chelmin. Glaszi-Orlowo. Dr. L. Szuman-Thorn. W. Szuman-Thorn. Propst Wisniewski-Groß Lonke. Wyczynski-Strassburg. Propst Zorawski-Jastrzezb.

Aus Nr. 230 des Dziennik Poznański

vom 6. Oktober 1901:

In Betreff des Gottesdienstes in der Kirche

zu St. Lazarus können wir schon heute unsere Leser vollständig beruhigen, denn die Mitglieder der St. Lazarus-Gemeinde, die erfahren wollten, ob die Kirchenbehörde irgendwelche Direktive oder Anordnung nach dieser Richtung hin erlassen habe, erhielten die authentische Versicherung, daß die Kirchenbehörde bis jetzt weder eine Direktive, noch eine Verfügung in dieser Beziehung erlassen habe. Der Ortsgeistliche hat also augenscheinlich unter dem Drucke der laut lärmenden und agitirenden deutschen Katholiken, auf eigene Faust, in bester Absicht durch diese Probe vollständig unnötig die polnischen Katholiken beunruhigt, die daraus hätten folgern können, daß der Gottesdienst vielleicht abwechselnd für die Polen und die Deutschen abgehalten werde.

Wir haben aber das vollste Vertrauen zu unserer Kirchenbehörde, daß sie nicht unter irgend einem Drucke handeln kann, daß sie vielmehr Gerechtigkeits-Rücksichten walten lassen wird. Andererseits betonen wir, daß eine so ausdrückliche und entschiedene Willensäußerung der katholischen Bevölkerung, wie sie am Sonntag zum Vorschein kam, der Regierung die Augen öffnen wird, damit sie, wenn die Berücksichtigung der deutschen Sprache in der Kirche über das eigentliche Bedürfnis hinaus verlangt wird, keine Anregung und Aufmunterung zu der rein politischen Agitation giebt. Die deutschen Katholiken, die nicht in dem Dienste des Hafatismus stehen, sondern treue Söhne der Kirche sein wollen, werden zu ihrer rechtmäßigen Kirchenbehörde mehr Vertrauen haben müssen, als zu den protestantischen Beschützern, es sei denn, daß ihnen die Bestrebungen der Protestantisirung des Ostens und der Bevorzugung der Protestanten überall gleichgültig ist.

Aus Nr. 221 des Goniec Wielkopolski

vom 5. Oktober 1901:

Opalenika

In voriger Woche kam die Gattin des Oberpräsidenten, Frau von Bitter, hierher, um hier eine Filiale des sogenannten „Baterländischen Frauenvereins“ zu gründen.

Vor etwa dreißig Jahren gab es, außer dem Distrikts-Kommissarius, in Opalenika überhaupt keinen Deutschen. Juden gab es ebenfalls nicht. Jetzt hat das fremde Element hier dermaßen überhand genommen, daß es am Orte eine evangelische Kirche giebt, daß nicht nur Männer sondern sogar Frauenvereine bestehen. Derartige Verhältnisse können wir in vielen kleinen Städten der Provinz beobachten. Dies hindert jedoch die Hafatisten nicht, sich darüber zu beschweren, daß das deutsche Element rückwärts gehe und das Deutschthum von den Polen unterdrückt werde.

Aus Nr. 39 der Praca

vom 29. September 1901:

Die Herausgeberschaft der Praca.

Hauptkontor: Posen, Ritterstraße 38.

Filiale: Prafau, Johannesstraße 18.

Mit dem 1. Oktober eröffnet die Praca eine in der St. Johannesstraße Nr. 18 belegene Filiale.

Das Bureau ist geöffnet von Nachmittags 3 Uhr bis Abends 7 Uhr. (Die aus Oberschlesien in redaktionellen Angelegenheiten ankommenden Leser empfängt der Mitredakteur zu jeder Zeit, soweit er vorher brieflich benachrichtigt worden ist.)

Indem wir die Filiale unserer Herausgeberschaft in Krakau eröffnen, genügen wir der dringenden Nothwendigkeit, einen näheren Verbindungspunkt unserer Herausgeberschaft mit Schlesien und Galizien zu schaffen.

Wir leben in der Gewißheit, daß die Krakauer Filiale der Praca sowohl in politischer, wie in redaktioneller Hinsicht ein weiteres Band sein wird, welches Posen mit Krakau und diese beiden Wiegen des polnischen Lebens mit dem ältesten der polnischen Landestheile — mit Schlesien vereinigen wird.

Die Herausgeberschaft der Praca.
Martin Biedermann.

Aus Nr. 228 des Oꝛedownik
vom 4. Oktober 1901:

Lächerliche Annahmen der Posener Post.

Die Klagen über die Post hören nicht auf; die Briefe wandern zur mehrtägigen Quarantäne nach dem Uebersetzungsbureau, von wo sie, mit Blaustift und mit rother Tinte durchstrichen, zurückkehren; die polnische Bevölkerung aber, welche infolgedessen den verschiedensten Schikanen ausgesetzt ist, hört nicht auf, polnisch zu adressiren, gleichsam, als ob sie diese Schikanen amüsiren würden. Keinerlei Rücksichten können das polnische Publikum dazu anhalten, sich den Forderungen der Post anzupassen und sich an die deutschen Adressen zu gewöhnen.

Wenn man in Berlin der Meinung ist, daß die Post durch ihre Praxis die Hartnäckigkeit der polnischen Bevölkerung brechen werde, so können wir nach der bisherigen Erfahrung heute schon versichern, daß diese Annahmen geradezu lächerliche sind.

Die bisherige Erfahrung spricht dafür, daß das polnische Publikum, zum mindesten aber ein bedeutender Theil desselben, welches gar nicht daran denkt, der Post gegenüber Halsstarrigkeit zu zeigen, aus Gewohnheit polnisch adressirt. Diese Gewohnheit wird die Praxis der Posener Post nicht ausrotten, sondern sie wird im Gegentheil hitzigere Temperamente dazu wecken, nur polnisch zu adressiren und einen gewissen Prozentsatz von mehr heiteren Leuten dazu, der Post durch die Adressen einen Schabernack zu bereiten.

Der Stand der Sache ist gegenwärtig der, daß sich unter dem polnischen Publikum laute Klagen erheben über die Schikanen, welche durch das mehrtägige Zurückhalten der Briefe auf der Post entstehen und daß daselbe doch nicht aufhört, polnisch zu adressiren. Die Post behält sogar solche Briefe in der Quarantäne, auf denen der Bestimmungsort polnisch und deutsch angegeben ist. Aber auch das wirkt nicht auf das polnische Publikum und ändert nichts an dem Stande der Sache.

Das einzige Resultat dieser Praxis ist und wird das sein, daß die Schikanen, kleinere und größere, welche infolge des Zurückhaltens der Briefe entstehen, der gesamten polnischen Bevölkerung mehr Haß einimpfen wird zu allem, was deutsch ist. Die einige Tage später an die Adressaten gelangenden Briefe rufen entweder Erbitterung oder Lachen hervor, und in der ganzen Familie zeigt sich — gleichsam wie in einem Transparente — das gesammte preußische System.

Bei den gegenwärtigen Verhältnissen ist es fast nöthig, daß uns die Regierung daran erinnerte, wie nöthig es sei, nach allen Seiten hin gegen das preußische System Wachen aufzustellen.

Das Verdienst der preußischen Post konkurriert in dieser Hinsicht — mit dem früheren Kulturkampfe: es weckt das nationale Bewußtsein und verstärkt den Haß gegen die Deutschen.

Die mit der gegenwärtigen Praxis der Post gemachte Erfahrung führt auf den Gedanken, als ob diese Praxis ihre bestimmten Zeiten hätte. Es giebt Zeiten, in denen die Post Briefe mit rein polnischen Adressen passiren läßt, dann wiederum kommen Zeiten, wie z. B. die Ferien, oder gewisse Zeiten für Handelsgeschäfte, daß ein zahlreiches Zurückhalten von Briefen diejenigen berührt, die für gewöhnlich die Briefe ohne jegliche Schwierigkeiten erhalten. In der Handelsaison, wo Bestellungen in 2 oder 3 Tagen erledigt sein müssen, bringt das manchmal für beide Theile Nachtheile. Aber auch dafür giebt es keinen Rath. Polnische Kaufleute haben uns erzählt, daß sie ihren Abnehmern ein Schema zugestellt hätten, nach welchem sie an die Firmen adressiren sollen. Das alles ist jedoch umsonst. Die Abnehmer, welche in solchen Fällen ein- oder zweimal Briefe im Jahre an die Kaufleute schreiben, fragen weder nach diesen, noch nach der preußischen Post, sie adressiren, wie es ihnen gefällt, wie sie es gewöhnt sind. Und das wiederum beweist, daß die Praxis der Post jene „Hartnäckigkeit“ nicht brechen wird, sondern daß sie dieselbe selbst auferzieht.

Wie es auf der Post unter den Beamten aussehen muß, welche die mit polnischen Adressen versehenen Briefe auffangen, darüber fehlt es an gründlicher Information; aber an manchen Erscheinungen kann man erkennen, daß sich in so manch einem dieser Beamten, der sich als Mensch fühlt, bezüglich des moralischen Werthes dieser ganzen postalischen Praxis ernste Zweifel regen müssen.

Was der Kulturkampf für unseren Glauben war, das wird der Hafatismus für unsere Nationalität werden. Er wird das nationale Empfinden, die nationale Hartnäckigkeit in dem gesammten polnischen Elemente nur noch mehr entfachen.

Seien wir dabei nur klug wie die Schlangen und richten wir uns so ein, daß wir alle moralischen und materiellen Vortheile daraus für uns nähmen und daß wir dabei so wenig wie möglich Kosten hätten. Bemühen wir uns mit Vorsicht und List darum, daß wir dabei möglichst wenig Silbergroschen verlieren, dann werden wir gestärkt am Geiste und materiell bereichert aus den hafatistischen Bedrängnissen hervorgehen.

Aus Nr. 232 des Oꝛedownik
vom 9. Oktober 1901:

Posen, den 8. Oktober.

Auf der hiesigen Post

befindet sich, wie uns berichtet wird, eine große Menge von Paketen verschiedener Größen, welche dort zum Theil bereits seit längerer Zeit lagern. Weil diese in den Posträumen den dort beschäftigten Beamten oft im Wege sind, muß man sie öfters von einem Ort zum anderen legen, wodurch bei vielen Paketen die Umhüllung beschädigt worden ist.

Es werden das sicher Pakete sein, welche die Post nicht nur wegen wirklich unrichtiger, sondern auch wegen polnischer Adressen den Adressaten „nicht aushändigen kann.“

Ein Theil dieser Pakete kann leicht verloren gehen. Man muß bedenken, daß das Publikum, welches Pakete durch die Post entsendet, nicht immer besonders Nachricht giebt, daß ein Paket abgesandt

oder erhalten worden ist, und in Folge dessen reklamiert diese Pakete Niemand bei der Post.

Weil höchstwahrscheinlich das polnische Publikum bei der bekannten Praxis der Post interessiert ist, wäre es gut, zu erwägen, ob es nicht angebracht wäre, bei dem Postmeister in geeigneter Form in Antrag zu bringen, daß er eine Revision der Posener Post anordnen und feststellen lasse, wieviel umbehändigte Pakete auf der Post lagern und seit welcher Zeit dies der Fall ist.

Ein solches Zurückhalten von Paketen auf der Post kommt einer zeitweiligen Konfiskation von Privateigenthum gleich. Das braucht sich die polnische Gesamtheit nicht gefallen zu lassen, denn sie erfüllt ihre Pflichten der Regierung und dem Staate gegenüber und besitzt demnach auch ein Recht zu verlangen, daß die Post mit dem ihr anvertrauten Privateigenthum so verfährt, wie dies Recht und Billigkeit erfordern.

Aus Nr. 230 des Wielkopolanin

vom 6. Oktober 1901:

In Neuframzig ist zwecks Unterstützung und Festigung des Deutschthums auf Veranlassung der Lehrer ein Kriegerverein gegründet worden, welcher am Sonntag, den 29. September, seinen ersten „Zubel“ beging. Zum Vorstände gehören lediglich Deutsche (denn diese nur allein sind dazu fähig). Der Gutsbesitzer, Herr Rudelius, ist Vorsitzender, der Lehrer, Herr Freier, dessen Stellvertreter, der Lehrer Werner Schriftführer, der Postagent Hilveti dessen Stellvertreter und der Gastwirth Klement Kassirer. Deutsche Mitglieder sind: der Briefträger Hartmann, der Bahnwärter (der Name desselben ist nicht bekannt), der Wirth Simich, der Auszügler Schneider, der Schlosser Dmieczyński, der Schmied Kubakki. Polnische Mitglieder sind: der Eigenthümer Johann Nowak und Franz Ekert, die Maurer Leo Krawiec, Anton Matias, Roman und Johann Jongowski, der Fleischer Andreas Piwecki, die Arbeiter Joseph Piwecki, Vincent Jongowski und Julius Klement, der Sohn des Gastwirths. Merken wir uns die Namen aller dieser, besonders die der polnischen Brüder, welche deutschen Vereinen beitreten und dadurch die polnische Nation verdeutschend und sie ärmer machen helfen. Ihre Namen sollten wir stets im Gedächtniß haben. An dem Tanzvergnügen theilnahmen sich auch Polinnen.

Aus Nr. 440 des Kuryer Poznański

vom 27. September 1901:

Posen, den 26. September 1901.

Es giebt ein deutsches Sprichwort, wonach der Teufel in der Noth fliegen frist. Noth ist jetzt für den Hakatismus eingetreten, deshalb sucht er fliegen, wo er sie finden kann. Eine solche Fliege war für ihn der Kongreß der Sozialisten in Lübeck. Der Lauf der Verhandlungen desselben war für die Hakatisten fatal. In der einzigen Partei, welche in ihrem Programm offiziell Nationalität nicht anerkennt, sich vielmehr auf die Vertheidigung der Rechte des Menschen als solchen beschränkt, in einer Partei, in der das Wort Patriotismus aus dem Parteiwörterbuche gestrichen ist, da gerade unter der gespannten Aufmerksamkeit in ganz Deutschland fand eine Debatte über das Recht der polnischen Nationalität im Schoße der Partei statt.

Die Debatte, welche garnicht einseitig gehalten war, wurde durch die polnischen Sozialisten gegen die Deutschen geführt. Doch befanden sich auf beiden Seiten hervorragende deutsche Sozialisten.

Schon die Thatfache allein, daß eine Debatte dieser Art, gerade unter den Sozialisten möglich war, ist an und für sich so charakteristisch, daß sie mehr als irgend etwas Anderes beweist, wie groß sich die Bedeutung der polnischen Sache im preussischen Staate Dank der hakatistischen Hezen in den letzten Jahren gestaltet hat.

Wenn der Sozialist Ledebur laut Berücksichtigung der nationalen Bedürfnisse der Polen verlangte, wenn Fräulein Luxemburg, welche ihm freilich in einem gewissen Maße opponirt hat, gegenwärtig durch den preussischen Staatsanwalt angeklagt ist, weil sie sich der Polen annahm, da kann man doch gewiß mehr von einer Partei nicht verlangen, die am wenigsten von allen anderen national gesinnt ist.

Den Sozialisten kann man in keinem Falle eine Eigenschaft absprechen — den Verstand.

Als Bebel Jemand im Reichstage die sozialen Bemühungen anderer Parteien und vor allen Dingen der Regierung und des Zentrums für das Wohl der arbeitenden Klassen vorstellte, antwortete ihm derselbe damals mit den fürwahr historischen Worten, daß alle Bemühungen der Bourgeoisie sowohl in der Theorie, als auch in der Gesetzgebung für das Wohl der niederen Klassen erst mit dem Zeitpunkte begonnen hätten, als die Sozialisten auf dem Schauplatze erschienen seien. Wenn es keine Sozialisten gegeben hätte, würde die Gesellschaft der Bourgeoisie mit Bestimmtheit nicht an die Schutz-Gesetzgebung, die Altersversicherung der Arbeiter u. s. w. gedacht haben, denn sie hat doch daran nicht gedacht, bevor die Sozialisten auf dem Schauplatze erschienen waren.

Daß eine Partei, welche mit einer solch' heizenden und berechtigten Ironie ihre Gegner abzuweisen und mit dem Siege eines Argumentes andere in seinem Programme enthaltenen prinzipiellen Fehler zu verdecken versteht — daß eine solche Partei sich schnell orientiren muß in dem riesigen und bezüglich der Schnelligkeit ihrer Entwicklung selbst für uns Polen unvorhofften Räthsel der polnischen Frage unter preussischer Herrschaft, das ist natürlich.

Sie orientirt sich auch von Jahr zu Jahr besser. Schon Westfalen, schon Oberschlesien sah Aufrufe der polnischen Sozialdemokraten. Im Reichstage beschäftigt man sich schon ständig mit unseren Rechten, mit den polnischen Katechismen, und die Prozesse der Sozialisten wegen ihrer Kritik der Regierung in polnischen Angelegenheiten sind ein Beweis dieser Erscheinung.

Auf der ganzen Linie haben die sozialistischen Blätter dem Hakatismus den Krieg erklärt.

Die in Posen erscheinende sozialistische Posener Volkszeitung nennt die hakatistische Presse direkt „gemeingefährlich“, gefährlich für das öffentliche Wohl.

Der Hakatismus lügt, wenn er von den Polen spricht, ruft ein sozialistischer Journalist.

Ethisch hoch steht der polnische Gymnasiast, nach den Enthüllungen der letzten Prozesse da, ruft ein Anderer.

Dies alles erschreckt den Hakatismus, denn er wittert, daß ihm ein neuer Gegner vielleicht geistreicher als alle Anderen entstanden ist, deshalb fabrizirt er aus dem Lübecker Parteitage eine künstliche Fliege zum Trost und redet seinen Lesern vor, daß keine Hoffnung für die Polen vorhanden sei, daß die Sozialisten sie vertheidigen würden. Direkt

amüsant sind in dieser Hinsicht die gelehrten Abhandlungen verschiedener Blätter. Andere erheben Klageklänge. Die Berliner Neuesten Nachrichten lamentiren, — daß die Polen einen vorzüglichen Standpunkt gewonnen hätten.

Durch die Perspektive der oberschlesischen Wahlen erschreckt, macht sich das Zentrum zu der allerenergischsten Vertheidigung der polnischen Rechte bereit, während von der anderen Seite die Sozialisten die Polen süß anlocken.

Was macht der arme Kafatismus bei dieser Sachlage? Das letzte Jahr seines größten Ansturmes hat ihn so komprimirt, daß man sogar nicht einmal weiß, ob es ihm heute gelingen würde, wie es früher geschah, Oberpräsidenten des Großherzogthums Posen aus ihrer Stellung zu heben, wenn sie ihm nicht auf den Wink gehorchen. Der ärgste Dorn für ihn ist das fortwährende Akkompagniren der deutsch-katholischen rheinländischen Blätter. Die heutige Kölnische Volkszeitung giebt z. B. den Polen einen derartigen Rath: „stärkt eure Organisation, eure Vertheidigungsmittel, hebt das politische und moralische Niveau eures Volkes.“

Zieht aus solchen vorzüglichen Trümpfen, wie sie euch der Thorner Prozeß in die Hand giebt, Nutzen. Vernachlässigt eure Arbeit nicht! Dies wird euch zum Siege gereichen, denn der Kafatismus erstirbt in seinem eigenen Fette. Ihr werdet eure Sache mit passivem und wackeren Widerstande gewinnen, so wie wir sie seiner Zeit gewonnen haben, wir Katholiken, zur Zeit des Kulturkampfes.

In einer anderen Stelle stimmt das einflußreiche rheinländische Organ unserer Kritik des Artikels der Schlesischen Volkszeitung bei, nach welchem die Angelegenheit der oberschlesischen Wahlen im schlesischen Wahlkomitee sich abspielen wird, während wir richtig behaupten, daß hier nur die allgemeine Politik des Zentrums gegenüber den Polen entscheiden wird, während der zwei Jahre hindurch, die uns von den Wahlen trennen.

Zum Schluß führen wir zur Erbauung unserer Bufenfreunde eine vom katholischen Dortmunder Tageblatt gebrachte Mittheilung an.

Es wird darin die Entscheidung des Dortmunder Gerichts wiedergegeben, durch welche ein Angeklagter unter Anderem deshalb in Untersuchungshaft behalten worden sein soll, weil er Pole sei.

Si non e vero e ben trovato!

Aus Nr. 227 des Lech

vom 3. Oktober 1901:

Winiary bei Gnesen, den 1. Oktober 1901.

Geehrter Herr Redakteur!

Seien Sie so gut und veröffentlichen Sie in den Spalten Ihres Blattes die nachstehende Erklärung:

Im Goniec Wielkopolski vom 14. September d. Js. steht, daß Johann (Wladislaus) Szczesniak in Neudorf bei Niechanowo sein Besitzthum der Ansiedelungskommission für 51 000 Mark verkauft habe, ungeachtet dessen, daß mit ihm Polen um den Kauf unterhandelt hätten, und dann weiter, daß solcher Johann Szczesniak's recht wenig sein möchten. Nach dem Goniec wiederholten diese Nachricht eifertig andere Zeitungen, so auch die Gazeta Bydgoska.

Um jedoch diese Angelegenheit zu beleuchten, erlaube ich mir in kurzen Worten zu erläutern, weshalb Herr Wladislaus Szczesniak aus Neudorf sein Besitzthum der Ansiedelung verkauft hat.

Wahr ist es, daß Herr Szczesniak zu dem Verkauf seines Eigenthums aus materiellen Gründen nicht gezwungen war, jedoch aus dem Grunde, weil er an einer unheilbaren Krankheit leidet, welche ihn an der Beschäftigung in der Landwirthschaft hindert; jedoch ist es nicht wahr, als ob Herr Szczesniak nicht vorher mit Polen unterhandelt hätte. Von privater Seite wollte Niemand kaufen; die Bank Wloszczanski und die Bank Ziemiński, mit welchen Herr Szczesniak unterhandelte, boten auch einen solch niedrigen Preis, daß ich Unterschriebener selbst, als Schwiegervater des Herrn Szczesniak, nicht erlaubte, fernerhin mit polnischen Banken zu unterhandeln, denn ich überzeugte mich, daß die Banken billig kaufen wollen, um auf einmal viel zu verdienen, und hier sind die Zeiten nicht danach angethan. Die polnischen Banken sollten sich mit dem kleinsten Verdienst zufrieden geben. Wenn die Ansiedelung für dies Gut 51 000 Mk. gegeben hat, so können solche Banken wie die Bank Ziemiński oder Wloszczanski oder andere Parzellirungsbanken dreißig denselben Preis geben. Also nicht ein polnischer Bauer ist ein Verkäufer polnischer Erde, wie der Goniec schreibt, aber die polnischen Banken sind daran schuld, weil sie nicht mit der Ansiedelung konkurriren wollen, und sich manche gute Wirthschaft durch die Finger gleiten lassen, welche dann in die Hände der Ansiedelungskommission geräth.

Ich weiß bestimmt, daß mehrere Wirthe aus der Gnesener Gegend an die polnischen Banken herangetreten sind, jedoch wollen dieselben erst gar nicht auf die geforderten Preise hören; deshalb mußten sie sich zum Landrath begeben, welcher dann die Wirthschaften kauft und alsdann der Ansiedelung abgiebt. Wer ist also demnach Verkäufer vaterländischer Erde? Jeder vernünftige Mensch giebt mir recht und giebt eine gegentheilige Antwort.

Ich ende damit, daß die polnischen Zeitungen uns polnischen Wirthen ungerechte Vorwürfe machen.

Mit Achtung

Adalbert Wrzesinski, Wirth.

(Ungeachtet alles dessen bleibt die Schuld doch immer Schuld. Will unser polnischer Wirth, der slavische Landmann, seine theure Erde von sich werfen und den breiten Weg der Verkäufer gehen? Nein, niemals. Red.)

Aus Nr. 440 des Kurjer Poznański

vom 27. September 1901:

Im nächsten Jahre zu Pfingsten findet in Lemberg ein allgemeiner Sokolkongreß statt. Es wäre jetzt schon nöthig, daß die Bezirke, denen ein Gelingen des „Kongresses“ am Herzen liegt, sich der vorbereitenden Arbeiten unterziehen möchten. Den Anfang hat der Lemberger Bezirk gemacht, der in der gestern abgehaltenen Versammlung beschloß, sich zu bemühen, um das Interesse am Kongresse in allen Volksschichten des Landes zu erwecken. Die einzelnen Bezirksvereine sollen aufgefordert werden, Komitees zu eröffnen, deren Aufgabe es sein würde, das Volk in ihren Städten für den Kongreß zu interessieren und Fonds für den Kongreß zu sammeln, sowie eine möglichst große Anzahl von Mitgliedern zu werben, welche sich an der Gymnastik betheiligen.

Aus Nr. 230 des Oredownik
vom 6. Oktober 1901:

Das Posener Tageblatt

gibt den Rath, die polnischen Adressen im Bereiche der deutschen Post zu verbieten. Das Tageblatt rath folglich, von dem System der Ausnahmeverordnungen direkt — zu dem System der Faust überzugehen, denn ein solcher Rath des Tageblattes kann sich nur auf das Faustrecht stützen. Das Tageblatt ist überzeugt, daß das Ansehen und die Geltung des Deutschen Reiches darunter leiden müssen, wenn sich das polnische Volk bei den polnischen Adressen Späße erlaubt.

Was gewinnt die Autorität des Reiches dabei, wenn es dem Rathe des Tageblattes folgt, und den Gebrauch der polnischen Adressen verbietet? Damit rottet es im Deutschen Reiche die „Späße“ noch nicht aus. Es wird sich immer Jemand finden, der sie der Post bereitet. Für öffentliche Schelmenstreiche, für boshafte öffentliche Schelmenstreiche giebt es keine Arznei; das müßten sowohl das Tageblatt, als auch die Kafatisten wissen. In Posen wurden vor nicht langer Zeit die Porzellanbilder, welche an den Hausthoren angebracht sind, zer schlagen. Es stellte sich heraus, daß es lauter Deutsche waren; einer von ihnen stammte aus angesehenen Familie, und ließ sich trotzdem in seiner Ausgelassenheit soweit hinreißen.

In Berlin wurden den prächtigen Denkmälern deutscher Helden Nasen, Bärte, Finger und ganze Hände abgeschlagen — auch aus Uebermuth. Augenzeugen haben uns mitgetheilt, daß bei dem Anblick der verstümmelten Denkmäler ein Grauen ernstdenkende Leute erfaßte, trotzdem diese Leute keine Deutschen waren. Daß sich in jeder Volksgemeinschaft übermüthige und bössartige Leute vorfinden, das wissen Tageblatt und Kafatisten aus Erfahrung an der eigenen Nation.

Weshalb sollen sich unter dem polnischen Volke nicht auch solche übermüthigen und bössartigen Menschen finden, da sie doch die gegenwärtige Praxis der Post künstlich züchtet, wie Dr. Koch seine Bazillen.

Wir wollen nur zwei Beispiele zum Beweise dessen anführen.

In den gegenwärtigen Michaelisferien rüsteten sich mehrere junge Leute aus Posen, ihre jungen Kousinen im Innern des Großherzogthums auf dem Dorfe zu besuchen. Die Tante benachrichtigte sie bei Zeiten, am vorigen Dienstag, wenn die Ferien beginnen, nicht zu kommen, sondern am Mittwoch, denn am Dienstag würde Niemand zu Hause sein. Sie adressirte — ohne daran zu denken, der Post einen Schabernack zu bereiten — Poznań — Posen und der Brief, welcher in Posen zur rechten Zeit, am vorigen Sonntage anlangte, wanderte zur „Uebersetzungsstelle“. Die jungen Leute, welche den Brief nicht erhalten hatten, kamen noch am Dienstag auf dem Dorfe an und trafen Tante und Kousinen an, da dieselben aus nicht vorherzusehenden Gründen zu Hause bleiben mußten. Alle waren von der Situation befriedigt, denn wäre die „Uebersetzungsstelle“ nicht gewesen, hätte die Umarmung der Kousinen und die Einathmung frischer Luft — 24 Stunden später begonnen.

Man kann sich nun vorstellen, wie hoch in den Augen der beiden polnischen Familien das Ansehen der preußischen Post gewachsen ist, und — wenn es dem Tageblatt daran liegt — auch das Ansehen des Deutschen Reiches. Wer kann dafür bürgen, daß hier einer aus dieser jungen, lustigen Gesell-

schaft nicht eine polnische Adresse mit irgend welchen spaßhaften Zusätzen versieht.

Ein zweites Beispiel: Einer der Posener Kaufleute benachrichtigte seine Hauptabnehmer in der Provinz, daß man an seine Firma nur kurz adressiren solle: so und so, denn im anderen Falle würden die Briefe zur „Uebersetzungsstelle“ wandern. Fast keiner der Abnehmer richtete sich nach dieser Bitte, jeder adressirte anders. Dieser Kaufmann erhielt auf einer Postkarte einen eiligen Auftrag im Werthe von 100 Mk. Die Karte traf nach 5 Tagen ein, denn so lange war sie auf der „Uebersetzungsstelle“. Es mußte telegraphirt werden und erledigte sich die Sache — mit Verlust von 1 Mk. bei 100 Mk.

Man kann sich vorstellen, wie in den Augen beider Seiten das Ansehen der preußischen Post und — des Deutschen Reiches gewachsen ist. Wenn nicht die interessirten Seiten, so kann Jemand aus ihrer Umgebung Gelegenheit zum „Schabernack“ nehmen; die Praxis der Post giebt leichtsinnige Veranlassung dazu.

Man darf nicht vergessen, daß die polnische Allgemeinheit sich doch nicht aus lauter Windbeuteln zusammensetzt, daß sie nicht deshalb miteinander korrespondirt, um der preußischen Post Schabernack zu bereiten. Die polnische Allgemeinheit lenkt ihr Augenmerk hauptsächlich auf diese Angelegenheit, sie adressirt gewöhnlich die Poststationen polnisch und deutsch, sie giebt der Post selbst gratis eine Uebersetzung der Adressen, aber auch solche Adressen wandern zur Uebersetzungsstelle. Wenn Jemand, dann erlaubt sich die Post selbst dabei mehr lustige Späße, als sich mit dem Ansehen einer staatlichen Behörde vereinbaren läßt, denn sie handelt willkürlich, indem sie einmal polnische Adressen zuläßt und das andere Mal sie in Quarantäne nimmt.

Wie kann sich, abgesehen von alledem, das Posener Tageblatt erdreisten, in den hellen Tag hinein zu behaupten, daß die polnischen Adressen das Ansehen des Deutschen Reiches untergraben. Das Tageblatt erscheint doch inmitten des polnischen Volkes, es kennt die Verhältnisse dieses Volkes genau, es hat „Berichte“ zu seiner Verfügung und schämt sich nicht, solche Falsifikate zu verbreiten.

Das Ansehen des Deutschen Reiches hat bisher nicht durch die polnischen Adressen gelitten, aber daß sich die Kafatisten dadurch in den Augen des polnischen Volkes lächerlich machen, das ist sicher.

Aus Westpreußen.

Aus Nr. 228 der Gazeta Toruńska
vom 3. Oktober 1901:

Aus der Borzyszkowo'er Parochie schreiben uns: Noch bis vor Kurzem war es hier so, daß wo eine Dorfschmiede stand, dort ein lutherischer Schmied vorhanden war, obwohl die Wirthen Polen und Katholiken sind. Jetzt aber, wo manche Schmiede sich soweit vergessen haben, daß sie die Polen, ihre Brotgeber, als Leute zweiter Klasse zu behandeln angefangen haben, lassen sich die Bauern nicht länger auf der Nase herumtanzen.

Ich theile hierdurch mit, daß in Ostrowke und Riedrowitz am 1. April n. J. die Schmieden neu zu übernehmen sind; es wäre daher gut, wenn sich schon jetzt einige polnische Schmiede melden möchten. Ein guter polnischer Radmacher würde hier noch eine gute Existenz finden, weil in der ganzen Parochie nur ein

polnischer Stellmacher vorhanden ist. Ein guter Schuster und Schneider würden genug Arbeit finden, weil wir auch deren hieselbst zu wenig haben, namentlich solche, welche ihr Handwerk ordentlich verstehen.

Aus Nr. 228 der Gazeta Toruńska
vom 3. Oktober 1901:

An die in Nr. 221 der Gazeta Toruńska (siehe vorige Nummer des Ges.-Ueberblicks) veröffentlichte Berichtigung des Pfarrers Kunert knüpft dieses Blatt in Nr. 288 folgende Bemerkung:

„Das ist die Berichtigung, kurz aber entschieden, ja dreimal wird dem unverschämten Korrespondenten ein „es ist nicht wahr“ an den Kopf geschleudert. Im ersten Moment erstarrte ich beinahe, als ich das las. Darauf interessirte es mich, doch einmal zu erfahren, worin denn jene „Unwahrheit“ bestände, denn zweifellos würde doch ein Pfarrer nicht öffentlich lügen. Weil nun die Leser sicher auch von solchen Empfindungen beiseit werden, und weil diese Angelegenheit noch dazu vor Gericht ihr Nachspiel finden soll und keinen geringen Staub aufwirbeln wird, muß ich der Sache doch einmal nahe treten und die „Berichtigung“ des Pfarrers Kunert eingehender besprechen.

Welche „Unwahrheit“ liegt nun in meiner Korrespondenz; diese Unwahrheit kann doch höchstens in einem Punkte erwiesen sein; sie ist in Nr. 3 der Berichtigung zu suchen. Es ist wahr und bleibt eine unwiderlegliche Wahrheit, daß der Pfarrer „den Lutheranern Glückwünsche übersandt hat“ und zwar „aus eigenem Antriebe“, denn da er im Bade und daher außerhalb von Graudenz war, konnte er dort ruhig sitzen; trotzdem sandte er ein Glückwunschtelegramm für die Graudenzner Lutheraner, an den Sitz des „Geselligen“.

Dies aber hat er nicht aus Anlaß der Erbauung der Kirche gethan; er sandte diese Glückwünsche — und hierin liegt der große Unterschied — zur Feier der Grundsteinlegung der protestantischen Kirche! — An sich stellt sich die Handlungsweise des Pfarrers Kunert angesichts der Grundsätze der katholischen Morallehre und der öffentlichen Meinung ganz gleich dar, ob er die Glückwünsche den Lutheranern „zur Feier der Grundsteinlegung“ gesandt hat oder aus Anlaß der „Erbauung der Kirche“, weil es in jedem Falle Thatfache bleibt, daß ein katholischer Geistlicher und Kanoniker, welcher das Recht, einen Bischof zu wählen, besitzt, Dekan und Vorgesetzter der Katholiken und Haupt einer überwiegend polnischen Pfarodie ist, den Lutheranern seine Glückwünsche entsendet, und zwar in einer Stadt, in welcher der bis zum Ueberdruß bekannte „Gesellige“ erscheint. Wahr ist es, daß der Kanonikus de facto durch sein Telegramm „seiner Freude über die Zunahme des Patriotismus in Graudenz“ Ausdruck verliehen hat. Ob diese „Bezeugung“ aufrichtig oder nur eine vorgespiegelte war, — welche also im Herzen nicht existirte — davon kann ich gegenwärtig weder etwas sagen, noch wollte ich oder habe ich daran gedacht, in meinem Artikel hierüber Kritik zu üben, da ich den allgemein bekannten Grundsatz kenne: de internis non judicat praetor.

Aber (de externis indicat praetor) über Thaten, soweit sie sich als vollendete Thatfachen mit Bezug auf die katholische Morallehre und im Spiegel der begleitenden Umstände und Verhältnisse darstellen, können Zeitungen schreiben, die Korrespondenten kritisieren, ist

der öffentlichen Meinung eine Kritik erlaubt, ebenso den weltlichen und geistlichen Gerichtshöfen, ob sie gerechtfertigt sind oder nicht, ob sie verletzen, reizen oder gefährlich sind. So habe denn auch ich, indem ich von dem mir zustehenden Rechte Gebrauch machte, mein Urtheil öffentlich ausgesprochen, und zwar auf Grund der Thatfache der Beglückwünschung der Protestanten: ich habe gesagt, daß es für Pfarrer Kunert nicht passend war, von dem katholischen Verhalten und dem Verhältniß der beiden Nationalitäten zu sprechen, das Verhalten der Polen dem Bischof gegenüber zu brandmarken (wobei er zudem wußte, daß die Pfarodie, soweit sie polnisch ist, sich hierüber beklagen werde). Ich habe die Dreistigkeit des Pfarrers Kunert getadelt und gebrandmarkt, und zwar umso offener und berechtigter, als ich merkte, daß ich hinter mir das Urtheil der Allgemeinheit und den Geist der kirchlichen Gesetzgebung hatte.

Ich weiß, daß die Gratulation, jenes Verbeugen vor den Lutheranern, in der Diözese, auch unter den Geistlichen, einen niederschmetternden Eindruck gemacht hat, und es sind sogar Zweifel darüber entstanden, ob der Kanonikus nicht der Exkommunikation oder dem Bannfluch verfallen würde.

Dem Pfarrer K. ist nun allerdings nichts passiert, doch das Empfinden blieb zurück, welches ich entschieden getheilt habe, daß es keine Grausamkeit gewesen wäre, wenn die kirchliche Zensur in Anwendung gebracht worden wäre. Und weshalb? Die betreffende kirchliche Zensur besagt: Der speziell dem Papst vorbehaltenen Bannfluch fällt von selbst: „Auf alle Renegaten, wie auf alle und einzelne Keger . . . ebenso auf diejenigen, welche diesen glauben, sie unterhalten, sie begünstigen oder überhaupt sie in irgend einer Weise in Schutz nehmen“. Pfarrer Kunert hat sicherlich eine That vollbracht, derentwegen man ihn zu den *factores et defensores hereticorum* rechnen und sagen könnte, daß er de facto und in re ein Begünstiger und Beschützer der Andersgläubigen war. Er hat nicht nur allein de facto, in re seiner Befriedigung und Freude über den Fortschritt des Protestantismus Ausdruck verliehen, sondern die Gläubigen, welche sahen, daß denjenigen Leuten gegenüber, welche unseren Glauben bekämpfen, aus Anlaß einer rein kirchlichen, ihrer eigenen lutherischen, Sache noch Befriedigung ausgesprochen wird, werden hierüber entsetzt und nicht erbaut sein; nicht minder verwirren derartige Vorkommnisse beim Volke das Bewußtsein der Unterschiede des Glaubens, der Heilighümer und der Tragweite dieses Unterschiedes, wenn Gleichgültigkeit dem eigenen Glauben gegenüber folgt und die Achtung vor dem fremden Glauben gesteigert wird; hierdurch aber bereitet man den Andersgläubigen das Feld vor und fördert den Abfall und das Erstarken der Andersgläubigen. Ich gebe daher Alles darum, wenn mir einer erklärt, daß das erwähnte Telegramm den Pfarrer nicht zwischen die *factores* und *defensores* gestellt hat. (Zur Erklärung der *factores* sagen die Kommentare: „Sive omissione obligationis sui officii, sive commissione in causa tamen haeresis“, zur Erklärung der *defensores* heißt es: „Defensor debet esse non necessario doctrinae quidem at, si hominis haeretici, in causa tamen haeresis.“ Der Pfarrer K. hat daher durch seine Handlungsweise in Sachen des Kegerthums gefehlt, er hat dieses unterstützt. Weshalb ist er also nicht exkommuniziert worden? Zu diesem Bannfluche ist erforderlich, daß der Fehlende gewußt hat, daß sein Auftreten einen Tadel nach sich ziehen wird, man hat aber angenommen, daß dieses Bewußtsein bei dem Pfarrer K. nicht vorhanden ge-

weisen ist oder man hat ihm nicht nachweisen können, daß er dieses Bewußtsein befaßt hat. Pfarrer K. hätte wirklich ein so feines Gefühl besitzen und wissen müssen, daß es sich hier nicht mehr um eine unschuldige Höflichkeitsbezeugung handelt, sondern daß er ipsa re die Grenzen überschreitet, welche zwei sich zuwiderlaufende Glauben und deren Anhänger trennen. Aber wie ich bereits gesagt habe, hat man ihm dieses Bewußtsein nicht zugemuthet und deshalb ist er, wenn auch nur um ein Haar, dem Bannfluch entgangen, obgleich es wirklich keine Grausamkeit gewesen wäre, wenn er von demselben getroffen worden wäre.

So also verhält sich die Sache, was Nr. 3 der „Berichtigung“ anbetrifft. Ich hatte Unrecht, aber in so geringem Maße, daß ich mich bisher gewundert habe, daß der Pfarrer diese Berichtigung überhaupt gebracht hat. Ich bitte ihn hiermit um gütige Verzeihung deshalb, daß ich seine große That, über welche die Zeitungen i. Z. geschrieben haben, mir so ungenau gemerkt habe. Dafür muß er aber verzeihen, wenn ich, was das Wesen der Sache anbetrifft, auch ferner meine eigene Vorstellung für richtig halte und auch nicht ein Wort von meiner diesbezüglichen Kritik zurücknehme.

Ich komme nun zu den beiden ersten Punkten der Berichtigung. Auch hier hat der Pfarrer offenbar recht; aber es war mir bisher nicht möglich, zu erforschen, worin und inwiefern ich eine Unwahrheit geschrieben haben sollte. Wie zu Nr. 3, wird sich wohl auch bei Punkt 1 und 2 in dem Prozeß sicher herausstellen, daß ich, was das Wesen der Sache anbetrifft, mich so gut wie nur möglich an die Wahrheit gehalten habe, daß sich die Berichtigung billiger Weise höchstens auf Kleinigkeiten beziehen kann, welche weder an dem Verhalten des Pfarrers, noch an der Richtigkeit der Kritik etwas ändern können. Das geht auch aus jener in der „Westpreussischen Zeitung“ veröffentlichten und in Nr. 233 der „Gazeta Codzienna“ wiedergegebenen Korrespondenz hervor. In jener Korrespondenz, welche entweder von dem Pfarrer Kunert oder von einem Menschen geschrieben ist, welcher von ihm inspirirt worden ist, lesen wir:

„Pfarrer Kunert hat als Redner der Deputation . . . hervorgehoben, daß es „sich katholisch nennende Laien“ giebt, welche Mangel an erforderlichem Respekt zeigen und daß selbst Geistliche um diese Achtung (dem Bischof gegenüber) vergessen“.

Sicherlich wird sich im Laufe des Prozesses durch Vernehmung von Zeugen dieses Bild, welches Pfarrer Kunert selbst oder durch Vermittelung eines Anderen in der „Westpreussischen Zeitung“ über seine Rede entwirft, noch klarstellen lassen und eine auffallende Ähnlichkeit mit meiner Sachdarstellung gewinnen; aber angenommen, selbst der Pfarrer hätte nichts anderes gesagt, als was in der „Westpreussischen Zeitung“ gestanden hat, so bleibt doch die Sache an und für sich bestehen, und ich werde bei denkenden Leuten keinen Schaden erleiden, denn ich kann einen solchen nicht erleiden. Von meiner Darstellung würde nur das fortfallen, daß Pfarrer K. weder von den gehässigen Artikeln, welche in letzter Zeit gegen die Person des Bischofs gerichtet worden sind, Erwähnung gethan hat, noch von den Korrespondenzen der Laien und Geistlichen), ferner würde auch das Wörtchen „auch“ vor „katholisch“ fortfallen, weil der Pfarrer den Ausdruck „sich katholisch nennende Laien“ angewandt haben soll.

In wieweit meine Darstellung, was die Form anbetrifft, wird abgerundet werden müssen, wird, wie ich bereits erwähnt habe, das Gericht zu entscheiden

haben: Wenn der Pfarrer seine Rede nicht wörtlich niedergeschrieben hat, oder sie nicht wörtlich auswendig gelernt hat — in welchem Falle er selbst nicht authentisch seine Worte wiederzugeben im Stande wäre, werden das die Verhöre und Erinnerungen derjenigen Personen darthun, welche dabei waren und diese Worte gehört und verstanden haben. (Ich bemerke übrigens, daß ich gar nicht wörtlich zitiren wollte, was aus dem Artikel selbst hervorgeht, denn ich habe weder die Zeichen des Zitirens gewählt und auch nicht gesagt, daß er „so“ gesprochen hat, sondern ich habe gesagt, daß er „in einer solchen Weise“ gesprochen hat).

Indessen stelle ich die These auf, spreche ich meine Ansicht dahin aus, daß sachlich und im Wesen genommen, diese Angelegenheit, die Taktlosigkeit, Eigenmacht und Ungerechtigkeit des Pfarrers K. sich gleich bleibt, ob er ausdrücklich von den Zeitungen und polnischen Korrespondenten gesprochen oder nicht gesprochen hat, und ob er den Ausdruck gebraucht hat: „die sich auch katholisch nennen wollen“, oder „sich katholisch nennende Laien.“

Der Ausdruck „sich katholisch nennende“ ist nicht milder als die Redewendung: „die sich auch katholisch nennen wollen.“ In der ersten Wendung liegt ganz klar ein „verächtlicher Ausdruck“, welcher besagt, wie die betreffenden Leute „den katholischen Namen mißbrauchen, wie sie es wagen, sich Katholiken zu nennen. Und weiter wird die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, ja fast die Gewißheit ausgesprochen, daß sich solche Leute Katholiken nennen trotz des Empfindens oder Bewußtseins, daß sie eines solchen Namens unwürdig sind. Mir geht und ging es nicht darum, zu behaupten oder hervorzuheben, wie verächtlich der erwähnte Ausdruck nach den Intentionen des Pfarrers K. sein sollte, wie auch überhaupt viele Affekte des Pfarrers K. nicht interessieren, sondern es ging und geht nur darum, daß in der That in der erwähnten Redewendung Geringschätzung zusammen mit einem Tadel ausgesprochen, also ein „verächtlicher Ausdruck“ hierin enthalten ist. Ein solches Absprechen des Katholizismus verdient nicht ein einmaliger Sinder, noch ein solcher, welcher ohne es zu wissen fehlt oder dies infolge einseitigen Ueberwucherns von im Grunde der Sache genommenen idealen pp. Motiven thut, dies verdient vielmehr nur ein verhärteter, unverbesserlicher, bössartiger, unedler, unentschuldbarer Sinder. Hieraus geht hervor, daß der Pfarrer de facto mit nicht geringer Geringschätzung sich über diejenigen verächtlich ausgesprochen hat, welche angeblich einen Mangel an gehörigem Respekt dem Bischof gegenüber zeigen.“ Und wen hat denn der Pfarrer K. in dieser Weise gebrandmarkt? wen hat er gemeint, wen hatte er im Sinn und unzweideutig als „sich katholisch nennend“ bezeichnet? Pfarrer K. soll ausdrücklich nur von „sich katholisch nennenden Laien“ gesprochen haben. Nun, es mag sein. Aber hat denn Pfarrer K. nicht in gleicher Weise empfindlich die Geistlichen als solche gebrandmarkt, welche sich zu Unrecht Katholiken nennen? Ja, er hat sie gebrandmarkt. Vielleicht wird Pfarrer K. hierauf nach Art des Pfarrers Studzinski antworten. Pfarrer Studzinski schrieb in einem offenen, gegen Pfarrer Biß gerichteten Briefe, welcher voll von Quatsch und in die Augen springenden Ungereimtheiten war und gleichzeitig in der Westpreussischen Zeitung veröffentlicht wurde, Folgendes:

„Ich hatte zwar die löbliche Absicht, Sie, Herr Doktor, darauf aufmerksam zu machen, an wem solche Wiße sehr leicht abprallen können. „Einen Hund habe ich Sie nicht gerade genannt.“ (Pfarrer Studzinski hatte eine Karte, auf welcher das Siriusgestirn in

Wort und Bild enthalten war, welches auch „der große Hund“ genannt wird, so abgeändert, daß er aus Sirius Dr. Sirius gemacht und dem Dr. Sirius unzweifelhaft einen Tadel ertheilt hat — was er schließlich selbst eingesteht, — „mein freundschaftlicher Wink mit der Ansichtskarte. Nur haben Sie mir in Döna- brück herzlich leid gethan, in Ihrer exzentrischen Stellung- nahme zum Centrum“ — er hat also den Pfarrer Dr. L. einen großen Hund genannt, welcher auf das Centrum losgeht (allerdings nicht direkt). So wird Pfarrer R. vielleicht auch sagen: die Geistlichen habe ich nicht geradezu als „sich katholisch nennend“ bezeichnet. Aber darum ist es mir auch nicht zu thun, denn ich habe auch niemals behauptet, daß er aus- drücklich von „sich katholisch nennenden Geistlichen“ gesprochen hat; in dem Passus, welcher die Rede des Pfarrers enthält, ist diese Behauptung nicht zu finden. Aber ich frage mich: Wenn der Pfarrer die Laien, welche seiner Ansicht nach „Mangel an gehöriger Achtung zeigen“ als „sich katholisch nennend“ brand- markt, und im engsten Zusammenhange damit auf die Geistlichen zu sprechen kommt (**sogar** Geistliche), indem er ihnen zum Vorwurf macht, daß sogar diese die Achtung vergessen haben, müßte man nicht hieraus verspüren und ergab es sich nicht aus der einfachsten, elementarsten Kombination, daß mit derselben Bezeich- nung diejenigen Geistlichen gebrandmarkt worden sind, welche sich einer Handlungsweise schuldig machen, welche man kaum Laien zu verzeihen vermag? Wenn man den Geistlichen dieselben Fehler nicht zuschreiben wollte, wie den Laien, so paßte es sich nicht, wär's nicht nöthig und unter keinen Umständen am Platze, die Laien „sich katholisch nennend“ zu bezeichnen. Deshalb würden sicherlich nicht alle deutschen Geistlichen mit einer solchen Ansprache zufrieden sein, wie sie nach der Westpreußi- schen Zeitung Pfarrer R. gehalten haben soll.

Was erst sollen hierzu die polnischen Geist- lichen sagen, und was für eine Ohrfeige war das für diejenigen polnischen Geistlichen, welche dabei waren — weil nicht von irgendwelchen unbekannten, in der Ferne weilenden, fremden Geistlichen die Rede war, sondern von den einheimischen (polnischen Geistlichen, und zwar solchen, welche man wegen ihrer Ehrenhaftigkeit, Ideale und Bemühungen um die Vertheidigung der gemein- samen Heiligtümer nicht achten kann! Wie sollte die Ansprache nicht verletzen, da diejenigen getadelt werden, welche nichts anderes sagen, als was die zahlreichen Hörer selbst verspüren und als unbillig und ungerecht erachten und vielleicht gelegentlich selbst brandmarken! Aber Pfarrer R. hat nach der Westpreußischen Zeitung „nicht mit einem Wort der Polen, der pol- nischen Geistlichen und der polnischen Presse“ Erwähnung gethan! Nun es mag sein, mag er sie nicht genannt haben. Trotzdem er an die Polen, die polnischen Zeitungen und polnischen Geist- lichen nicht gedacht hat, nicht gewußt hat, daß man ihn so und nicht anders verstehen muß, so wird er das keinem verständigen, aufrichtigen Menschen einreden und vor Gericht dies nicht beweisen können. Und wenn er mit Berechnung die Erwähnung der Polen aus- drücklich vermieden hätte, so würde ihm das sicherlich nichts nützen, er würde sich verrechnen. Er wird uns doch nicht einreden wollen, daß er ein Vorkommniß auf der anderen Hälfte der Erdoberfläche im Sinne hatte? Wenn dem aber so ist, warum sagt er das nicht? Wer den Pfarrer Kunert kennt, der weiß auch, daß er nicht die deutschkatholischen Blätter geächtet hat, denn diese stehen auf Seiten derjenigen Würdenträger, welche aus den Deutschkatholiken eine privilegierte Klasse in der Kirche gemacht haben. Indessen zeigten sich in den polnischen Zeitungen nach langem, zuerst wohl- wollendem, später abwartendem Schweigen Artikel

gegen Mißbräuche des Einflusses einer gewissen Kaste, Klagen, welche mit bis in die Tiefe des Herzens geron- nemem Blute über die fast entsetzliche Verfolgung der polnischen Mehrheit geschrieben waren, worauf ein Lärm und Sturm losbrach und der Geifer des Mergers und der Wuth über die polnische Presse in der gegne- rischen Presse lospritzte. Pfarrer Kunert, als hervor- ragender Deutscher („der deutsche Pfarrer“) mußte von diesem Kampfe mit dem aus der Knechtschaft erwachen- den polnisch-katholischen Volke, welches lange Jahre hindurch von rauher Hand geknechtet — oder wegen der Bequemlichkeit einzelner Personen des lieben Friedens willen mit schönen Worten eingeschlafert — wissen, daß es weder unterzugehen noch einzuschlafen gedenkt. Deshalb hat er auch, als er von den Laien und „sogar Geist- lichen,“ welche den gehörigen Respekt außer Acht lassen, sprach, als er das in dem gegenwärtigen Jahre und vor dem Bischof von Kulm von den Polen und polnischen Geistlichen und von der polnischen Presse sagte, gewußt, daß man ihn so doch wohl verstehen wird, denn auch Andere müssen ihn verstehen.

Ich habe also die Berichtigung des Pfarrers Kunert nach bestem Gewissen klargelegt, indem ich zu- gegeben habe, worin ich von der Wahrheit abgewichen bin. Wenn ich nun aber trotz dieser Unwahrheit, welche ich anerkannt habe, mein Urtheil über den Kanonikus und hervorragenden Redner nicht geändert habe und auch nicht ändere, so liegt die Schuld nicht an mir. Mag der Kanonikus, um seinen Ruf zu retten, sich unter die Fittiche des weltlichen Gerichts flüchten, mag er den Bischof und die Geistlichen vor Gericht als Zeugen schleppen, sie werden sicherlich vor den Andersgläubigen das aussagen, was sie ihren Landsleuten gegenüber zum Ausdruck gebracht haben: Entrüstung und Klage über den Kanonikus. Mag geschehen, was will, wir werden unseren alten Weg wandeln, bereit, alles jederzeit zu widerrufen, was nicht ganz der Wahrheit entspricht, aber indem wir uns auch als Menschen achten, unsere geschichtlichen Verdienste schätzen und uns nach Möglichkeit und den Verhält- nissen entsprechend vertheidigen. Wir wollen einen solchen Weg wandeln, wenn auch die katholischen Geistlichen wie die verurtheilten Gymnasiasten ins Gefängniß wandern müssen, wenn auch einer auftreten sollte, der uns nach dem bekannten kulmer Rezept zermalmen wollte, wenn er uns, d. h. „die Polacken auf die Hacken treten“ wollte. Gewisse uns nahe stehende Leute hat unsere fast hündische Unterwürfigkeit, Artigkeit, Gutmüthigkeit und Liebe inmitten der Er- niedrigung und des Unglücks nicht gerührt, schädlich wäre daher ganz offenbar weiteres Verharren hierin. Wir müssen uns selbst achten, denn anders wird man uns nicht achten.

Ich will nun meine Betrachtungen zum Abschluß bringen, sei es, weil sich das mir nach der Einsendung der Berichtigung um so gewaltiger aufdrängt, sei es auch, weil ich die Billigkeit meines Schreibens klar- stellen will.

Pfarrer R. hat durch seine Berichtigung dar- gethan, daß er selbst Kleinigkeiten wegen empfindlich ist, wenn seine Person angegriffen wird, aber er will nicht oder ist nicht fähig, seine eigenen Fehler zu ver- spüren und zu erkennen: „Er sieht den Splinter im Auge des Bruders, aber den Balken in seinem eigenen Auge sieht er nicht.“ Will er ihn nun nicht sehen, oder ist er hierzu nicht fähig? Ich glaube das Letztere, und zwar glaube ich das deshalb, weil er sich zum Theil Andere zum Vorbild genommen hat, weil sein Auftreten ein Abklatsch des Verhaltens von bedeutenden Männern ist, welche Macht oder Einfluß besizen

und am Steuer der Diözese stehen. Und dort sehen sie den Splitter bei Anderen, während sie den Balken bei sich nicht sehen.

Ich werde nicht zu ergründen suchen, ob und in wiefern diese Wahrheit sich bestätigt, etwa durch einen Vergleich, was von einem Polen und einem Deutschen verlangt wird, wenn es sich darum handelt, ihn zum Klerikat, zu einem besseren Posten, fest zuzulassen; ich will vielmehr allgemeinere Dinge berühren, welche die ganze Stimmung und die Anschauungen der Behörden oder der betreffenden Personen kennzeichnen.

Wenn in den Zeitungen von Angelegenheiten der Diözese geschrieben wird und man kommt auf die Machthaber zu sprechen, so ist das gleich eine häßliche, ungeheuerliche Sache, eine Arbeit der sogenannten „Hexenpresse“, jener „Revolverblätter“, es ist nicht katholisch! Und weshalb schreiben die Polen in den Zeitungen? Nicht etwa, weil vielleicht die Behörden, der Propst oder Pfarrer die Deutschen nicht genug polonisiren (denn solche Gelüste besitzen wir nicht), sondern weil die Polen ihre eigenen Landsteute warnen wollen, weil sie wollen, verlangen und darum sich bemühen, daß die **Polen** nicht offen oder im Geheimen, durch Drohungen oder Schmeicheleien, durch Tadel und Vernachlässigung, zu Deutschen umgewandelt werden, daß die Presse und die Polen dieses Volk, welches der Kern des Katholizismus war und ist, nicht auf Gnade und Ungnade den Deutschen überliefern, weil sie nicht zulassen wollen und können, daß dieses Volk, welches ebenso wie jedes andere Volk eines Hauptes bedarf, ohne polnisches Haupt bleibe. Bei dieser Arbeit um das Volk gelingt es der Presse, manchen Fehler, manche Ungerechtigkeit, manchen bösen Willen aufzudecken, und weil die Klagen öfters aus sehr verwundeten Herzen stammen, sind sie manchmal etwas lauter, zeitweilig nicht ohne Grund etwas verb. Das genügt vollauf, um die Ueberzeugung von dem Nichtkatholischsein der Presse und der Führer zu gewinnen, um auf sie loszuwettern, um einen Unterschied zu machen zwischen dem „sehr guten Volk“ und den „gewissenlosen Hebern“. Und doch wird durch das Aufstellen dieses Unterschiedes der verdammende Spruch nicht abgemildert, trotzdem bezieht sich dieses Urtheil auf das polnische Volk. Das sind vielleicht Geschichten aus früherer Zeit! Denn während die Herren schliefen — und sie schliefen lange und wußten nicht, was vorgeht, weil sie Thür und Thor verschlossen, damit die Polen sie durch ihre Besuche nicht störten — hat sich viel geändert. Heutzutage ist das Volk und die Presse eins, dieses liebt die Presse, versteht sie, unterstützt und preist sie; heut erheben nicht nur die Presse, nicht nur einige Redakteure ihre Stimmen, heut weiß das Volk, wissen die Massen, weshalb sie unzufrieden sind, und auf ihrer Hut sein können und müssen, weshalb sie ihre Rechte und Gerechtigkeit verlangen!

Man sieht den Splitter bei uns, aber den eigenen Balken sieht man nicht — man sieht ihn nicht, aber wir spüren ihn, denn man hat ihn uns sozusagen auf den Hals gebürdet und wir sind genöthigt, ihn zu tragen. Ich will heut über diesen Gegenstand nicht erschöpfend sprechen, manche Einzelheiten sind bereits von den Zeitungen geschildert worden und sicherlich denjenigen bekannt, welche wohl gerecht und väterlich das polnische Volk regieren möchten, aber dessen Presse nicht lesen. Ich will zur Charakteristik der Strömungen und zur

Vervollständigung soviel nur sagen: Wenn eine rein polnische Parochie durch einen deutschen Propst zur baldigen Germanisirung gründlich vorbereitet worden ist, und dieser Propst alsdann zur Belohnung für seine Thätigkeit auf eine bessere fettere Pfründe versetzt worden ist, so ist es ganz natürlich, daß die Parochianen ihren Blick vertrauensvoll und mit der flehentlichen Bitte an den Vater der Diözese richten, daß er ihnen einen Nachfolger senden möchte, welcher die Geplagten zu trösten verstände und gewillt ist, die Kirche des Herrn wieder aufzubauen, nicht vernichtend, sondern in gerechter Weise das angeborene Temperament achtend und stärkend. Doch was muß in den Herzen solcher Parochianen vorgehen, wenn in eine solche Parochie, welche zum mindesten zur Hälfte polnisch ist, ein Geistlicher gesandt wird, welcher nicht einmal ordentlich polnisch versteht, ein Deutscher? Was soll man dazu sagen, wenn dorthin ein ganz junger, deutscher Geistlicher gesandt wird, obwohl sich um die Propstei zahllose Polen beworben haben, welche viel älter und verdienstlicher sind? Was soll man dazu sagen, wenn im Gegensatz zu den eigenen ausgesprochenen Prinzipien einem Deutschen der Vorzug gegeben wird, obwohl für die Deutschen, welche die Minderheit im Klerus bilden, alle Stellen bei den Gymnasien, die Hälfte der Kanonikus-Stellen und die größere Hälfte der Parochien ausschließlich reservirt sind wenn ein Pole sogar in einer Parochie übergangen wird, welche zu den verhältnißmäßig wenigen Parochien gehört, auf welche die überwiegende polnische Mehrheiteinigermaßen rechnen kann. Was soll man über eine solche Handlungsweise denken; ist das kein großer Balken! Und so etwas ist mit dem Willen des gegenwärtigen Bischofs in Matarnia in Kaschubien vorgekommen. Weil Matarnia nahe bei Danzig liegt, weil der Oberpräsident einen Polen nicht gern auf die Kaschuben losläßt, weil man, vom Meer angefangen, konsequent die Herrschaft ausbreiten möchte, das Alles kann diese Thatsache noch nicht rechtfertigen. Der Zweck heiligt, wie bekannt, nicht die Mittel, umsoweniger hier bei uns in der Kirche.

Ferner noch eine andere Seite des Balkens, welchen wir entfernen müssen: Sicherlich wird sich auch der klügste, der erfahrenste König oder Herrscher, wenn er sich vor unzweckmäßigen, ungerechten Verirrungen und unklugen Schritten bewahren will, nicht ohne geeignete Berather begeben können. Und je weniger erfahren und beraten er ist, je verwickelter und schwieriger die Verhältnisse liegen, um so wichtiger ist die Auswahl seiner Berather. Zudem soll ihm das Herbeiziehen von Berathern, einer näheren Umgebung dazu dienen, daß alle Parteien in entsprechender Zahl ihre Vertreter an der Seite des Herrschers besitzen; außerdem wird dann jede Partei erkennen, daß sie dem Herzen des Herrschers nahe steht und eine Garantie dafür besitzt, daß der Herrscher gleichmäßig und unparteiisch einen Ueberblick über die Bedürfnisse Aller gewinnt. Das gewinnt die Herzen, stärkt das Vertrauen und die Liebe und macht thaten- und opferwillig, das festigt den Thron und die Ordnung am erfolgreichsten. So preist auch die hl. Schrift den König David „weil er dem ganzen Volke Gerechtigkeit zukommen ließ, und sich solche Berather wählte, welche ihm halfen, das Volk gerecht und klug zu regieren. Was geschieht aber in unsrer Parochie? Seit dem Tode des Bischofs Marwitz ist die überwiegende polnische Mehrheit mit rauher Hand in kurzer Zeit radikal zurückgestoßen worden. Und wie sieht es heut aus? Man kann sagen, daß der bischöfliche Thron

auf 4 kanoniceis als dessen Pfeilern aufgebaut ist, auf welchen der Baldachin des Throns ruht und sich ausspannt, welchen Andere, Deutsche, bilden. Unter diesem Baldachin ist der Bischofsthron so versteckt aufgebaut worden, daß ihn die polnische, große ungeheure Mehrheit gewöhnlich nur von weitem sehen und von Zeit zu Zeit die Versicherung ihrer Treue und Ergebenheit zum Ausdruck bringen kann.

Und nun noch eine andere Seite des Balkens, welchen wir entfernen müssen. Wenn es nach der Gerechtigkeit und Billigkeit ginge, gehörte es sich, daß man in einer Diözese, wie die unsrige es ist, die amtlichen, rein kirchlichen Angelegenheiten polnisch erledigen könnte. Doch das verlangen wir nicht, denn es sind Gründe vorhanden, nach welchen die amtlichen Schriftstücke deutsch geschrieben sein müssen. Aber aus der einen nothwendigen Anomalie ergibt sich nicht das Bedürfnis, diese nothwendige Zurücksetzung noch freiwillig weiter zu spannen und sie bis zum Aeußersten auszudehnen. Das aber geschieht in der Diözese Culm. Was soll man dazu sagen, wenn bei den privaten Audienzen, bei den nicht amtlichen Unterredungen u. d. d. die Vorgesetzten den Polen gegenüber die deutsche Sprache anwenden, soweit jene Polen nicht gerade zu den älteren Geistlichen gehören, mit welchen man noch von früherer Zeit her gewohnt ist, polnisch zu sprechen? Und was soll man erst sagen, wenn bei so wichtigen feierlichen Momenten, wie es die Weihen der Geistlichen sind, **nur deutsch gesprochen wird**, obwohl der überwiegende Theil der Geweihten polnisch ist und das in Gegenwart von zahlreichen Verwandten geschieht, welche manchmal nicht einmal deutsch verstehen? Was soll man dazu sagen, daß nur deutsch gesprochen wird, wenn ein Vater oder eine Mutter die von Arbeit abgehärteten Hände zum Himmel erheben, beten und gern ein wahres, väterliches Wort hören möchten — ein solches aber kann für die Polen nur das polnische Wort sein.

Es ist also ein großer Balken bei denjenigen vorhanden, welche unseren Splitter so gut sehen, und zwar ein Balken, welchen wir, wie ich bereits gesagt habe, entfernen müssen. Und gerade deshalb verlegt uns und muß uns ein Verhalten, wie dasjenige des Pfarrers Kunert, bis ins Innerste verlegen. Wollen diese nun den Balken absichtlich nicht bei sich sehen? Ich glaube, daß sie sich über dessen Größe keine Rechenschaft ablegen, denn sonst könnten sie mit uns nicht so verfahren, wie sie es thun. Aber um so größer und dringender ist die Nothwendigkeit, daß jener bischöfliche Baldachin von Grund auf umgewandelt, verbessert werde, daß auch Polen mit warmem Blut herangezogen werden, nicht nur solche mit kaltem, mit Eischblut. Sind diejenigen, welche den Balken in ihrem Auge nicht sehen, nun ohne Schuld? Ich glaube, sie sind nicht schuldlos, weil sie erkennen müssen, daß sie gegen die elementarsten Regeln verstoßen. Und deshalb nimmt die Unzufriedenheit zu und umfaßt selbst diejenigen, welche sich fast durch Engelsglüte und Rücksichtnahme auszeichnen. Das Urtheil wird dadurch bekräftigt: Wir glauben nichts eher, bevor wir nicht Thaten sehen. Wir werden an die Zeitungen schreiben, nicht dazu, um die Redakteure zu Tribünen und Richtern über die Behörden zu machen, sondern um uns gegenseitig aufzuklären, damit All und Jeder dazu fähig werde und energisch und ausdauernd seine ihm zustehenden Rechte fordere, denn das ist heutzutage leider nothwendig!

Aus Nr. 229 der Gazeta Toruńska
vom 4. Oktober 1901:

Aus der Gegend von Pselplin.

In Dzierzazno (?) findet der Sonntagsunterricht, die sogenannte „Christenlehre“, in der Schule und nicht in der Kirche statt. Weshalb? Etwa deshalb, damit die älteren Personen aus diesem Unterricht keinerlei Nutzen ziehen? So viel mir bekannt ist, sind diese Stunden für Alle, ältere und jüngere Leute, eingerichtet. Weshalb schließt man die älteren Leute daher von diesem Unterricht aus? Etwa aus Artigkeit? Es werden nämlich Klagen darüber laut, daß sowohl beim Vorbereitungsunterricht zu den heiligen Sakramenten, als auch beim Sonntagsunterricht viel deutsch gesprochen wird. Hat doch auf Wunsch des Propstes Studzinski, welcher sich in der „Westpreussischen Zeitung“ rühmt, ein „gerechter Deutscher“ zu sein, ein großer Theil der Kinder sich polnisch-deutsche Katechismen angeschafft? Ist das recht, unnütze Kosten zu bereiten? — Ich nehme daher an, daß Pfarrer St., welcher seine Parochianen beschuldigt, daß sie die deutschen Vorträge nicht genügend verstehen, diese der Unnehmlichkeit nicht aussetzen will, daß sie „wie bei einer deutschen Predigt“ da sitzen und deshalb vorzieht, sich in die Schule zurückzuziehen. Dieser Propst Studzinski ist ein sehr rücksichtsvoller und besorgter Geistlicher für seine Parochianen; da giebt es gar nichts dagegen zu reden!

Aus Nr. 229 der Gazeta Toruńska
vom 4. Oktober 1901:

Unser Tuchel ist vor Kurzem durch eine Annonce des Herrn Landraths bekannt geworden, welcher protestantische Kreisbeamte sucht. Heute können wir eine neue Thatfache anführen, welche zur Verewigung beitragen kann. Man erzählt sich, daß in dem hiesigen Lehrerseminar der polnische Sprachunterricht aufgehoben und statt dessen nach den Ferien französischer Unterricht eingeführt worden ist. Soll das etwa dazu beitragen, daß die künftigen Erzieher unserer polnischen Kinder sich mit diesen leichter verständigen können? Wird dieses Französisch zu einem erfolgreichen Unterricht beitragen? Doch wer kümmert sich wohl hierum? „On fait marcher sous peine de mort avec son siècle.“ Dieser Fortschritt unseres Jahrhunderts scheint unmöglich zu sein ohne die französischen Brocken — selbst im deutschen Vaterlande — und noch unmöglicher mit den polnischen Fesseln. Wir wünschen unserem Seminar diesen Fortschritt — wir wünschen ihm dies um so aufrichtiger, als auch auf uns wieder etwas Ruhm herabträufelt.

Aus Nr. 231 der Gazeta Toruńska
vom 6. Oktober 1901:

In Sachen der entlassenen Gymnasiasten

ist uns die Ansicht eines angesehenen Juristen bekannt geworden, welche wir wie folgt wiedergeben:

Die Gründe der Entlassung vom Gymnasium kennen wir nicht; aber nach Lage der Sache konnte die Entlassung nur erfolgt sein: entweder weil die Schüler dem Gymnasiastenverein angehört haben, also wegen eines Verstoßes gegen die Schulvorschriften, oder auch, weil sie vom Gericht verurtheilt worden sind. Wenn die Entlassung aus der Schule aus dem erstgenannten Grunde erfolgt ist, d. h. also weil die entlassenen Gymnasiasten dem geheimen Gymnasiastenverein angehört haben, dann begreifen wir nicht, warum diejenigen Abiturienten, welche sich schon im Januar

hierzu bekannt hatten, nicht sogleich vom Gymnasium entlassen worden sind? Eine überaus unverständliche Strenge ist es, daß man die betreffenden Gymnasiasten neun Monate auf dem Gymnasium geduldet und nun mit ihnen das vorgenommen hat, was man schon im Januar hätte thun können. In Folge dessen haben die jungen Leute neun Monate ihres Lebens verloren.

Wenn die betreffenden Abiturienten wegen ihrer Verurtheilung durchs Gericht entlassen worden sind, so verstehen wir nicht, wie die Schulbehörden eine solche Entscheidung auf Grund eines Urtheils treffen konnten, welches bisher noch nicht einmal rechtskräftig geworden ist. Man hätte unserer Ansicht nach abwarten müssen, welche Stellung in dieser Angelegenheit das Reichsgericht einnehmen wird.

Unsererseits bringen wir zur öffentlichen Kenntniß, daß ein Theil der betreffenden Gymnasiasten aus den Schulen entlassen worden ist, weil sie vom Gericht verurtheilt worden sind; ein anderer Theil ist vom Gymnasium entlassen worden, weil sie dem geheimen Gymnasiastenverein angehört und dadurch die Schulvorschriften überschritten haben. Zu diesen Gymnasiasten wurde auch einer gerechnet (Nierzwicki), welcher auch entlassen worden ist, obwohl er dem Verein nicht angehört und das Gericht ihn von Schuld und Strafe freigesprochen hatte.

Mögen sich unsere Leser selbst eine Anschauung von dieser charakteristischen Angelegenheit machen.

Aus Nr. 227 der Gazeta Toruńska
vom 2. Oktober 1901:

Aus unserem Glend.

So sind denn die Hoffnungen aller Derer getäuscht worden, welche erwartet hatten, daß die angeklagten und bestrafte Gymnasiasten nach dem Urtheil ruhig zum Unterricht zurückkehren würden. Das Provinzialschulkollegium hat nicht nur 8 angeklagte Abiturienten vom Examen zurückgewiesen, sondern dieselben ganz vom Gymnasium ausgeschlossen; bisher ist nicht bekannt, ob im Allgemeinen von allen deutschen Gymnasien, oder nur von dem Strassburger und Kulmer. Wenn es damit seinen Abschluß gefunden hätte! Es liegen Befürchtungen vor, daß die „Verbrecher“ noch in anderer Beziehung geprüft werden sollen. Warten wir ab! Jene Nachsicht und Rücksichtnahme der Vertheidigung gegen die Zeugen, jene Komplimente für die Richter, sie haben nichts geholfen — das Gericht bestrafte streng unsere ehrenwerthen Jünglinge, während die Schulverwaltung, ohne das Urtheil des Reichsgerichtes abzuwarten, ihnen die zweite Strafe zumißt. Merkwürdig ist die Motivirung der zweiten Strafe — falls es wahr sein sollte — diesen Abiturienten fehle die sittliche Reife!

Wenn diese Gymnasiasten durch Trunk, Ausschweifung, Kartenspiel, Herumtreiben in den Nächten, Faulheit oder irgend eine andere Schuftigkeit gefündigt hätten, würde das Urtheil und seine Motivirung überaus gerechtfertigt sein, aber gewiß noch nie, solange auf der Welt unterrichtet wird, wurde Lernen, — wenn es auch ein Lernen polnischer Literatur und Geschichte und polnischer Sthls wäre — Mangel an sittlicher Reife genannt, im Gegentheil müßten selbst die jüdischen und haskattistischen Zeitschriften schlimmsten Kalibers den angeklagten Gymnasiasten jede Ehre und Anerkennung zollen, und ihnen eine große sittliche Reife zusprechen.

Wenn die Vertheidigung nicht so übertrieben sanftmüthig und anscheinend nur sachlich gewesen wäre, würde es dem Herrn Direktor Hr. heiß geworden sein und wahrscheinlich wäre die Verichtigung des Pfarrers Dr. Teiz in keiner Zeitung erschienen, denn dies wäre eine Unmöglichkeit gewesen. Der Herr Direktor hätte mit Bestimmtheit nicht bestritten, daß er irgendwo zu Jemandem gesagt habe: „ich mußte so handeln, damit ich das Brot nicht verliere.“ Und wie Pfarrer L. mit Goncez umgegangen ist, das weiß ganz Kulm und Umgegend; wenn einer der Angeklagten gefragt worden wäre: welche Spitznamen nicht nur die Angeklagten, überhaupt fast alle Gymnasiasten, und na! auch Andere, dem Herrn Direktor und Pfarrer L. gegeben hätten — wäre dies gewiß den Herren etwas, und sogar sehr unangenehm gewesen. Es ist schade, daß dies nicht geschehen ist; diese Ueberdelikatesse ist schlecht belohnt worden.

Es scheint, als ob die Zeiten, wo die Schüler zu ihren Professoren unbegrenztes Zutrauen, und hauptsächlich zu ihrem geistlichen Professor hatten, unwiederbringlich dahin sind.

Wie ist dies doch traurig!

Die Relegirung der Gymnasiasten und die Begrenzung bei Aufnahme von Schülern ins Gymnasium ist Wasser auf die Mühle der Haskattisten. Nach ihren Intentionen soll das Polenthum bei uns jeder Intelligenz verlustig gehen, es soll ein Proletariat ohne Anführung sein, welches als Arbeiter bei den Ansiedlern beschäftigt wird.

Im Belpliner Seminar sind die „Koschneider“ oben auf; Danziger „Buffs“ fabriziren offene Briefe für irgend eine Behörde, in denen sie die Polen anschwärzen; der Einfluß des Dispositionsfonds ist gar zu sehr ersichtlich.

Man braucht auch durchaus der Fabel keinen Glauben zu schenken, wonach in Strassburg die Gymnasiasten aus eigenem Antriebe nicht auf einer Bank gemeinsam mit den angeklagten Kollegen — den Polen — sitzen wollten.

Solch' eine Fäulniß hat bestimmt noch nicht die deutschen Jünglinge erfasst. Heute kann man offen sagen, daß, als man in Kulm begonnen hatte, die deutschen und jüdischen Gymnasiasten zu befragen und zu verhören, was sie von den polnischen Vereinen wußten, und als man ihnen zu gleicher Zeit sagte: „den Polen gegenüber kein Wort von dem, was gesprochen worden ist!“ — da war die kollegialische Solidarität bei diesen Jünglingen größer, als die verschiedenen Verbote — und entgegen den Verboten erzählten sie, sobald sich ihnen die Gelegenheit dazu bot, ihren polnischen Kollegen ausführlich, was man sie gefragt hatte.

Es wird also gewiß auch in Strassburg nicht so gewesen sein, wie der Gesellige schreibt; sollte dies trotzdem wahr sein, wäre es traurig, denn es würde die Schuljugend aller Romantik entkleiden und würde sie schon heute zu Werkzeugen der Haskattisten und Söldnern des antipolnischen Fonds machen, und ihnen Herz und Gemüth vergiften.

Nicht eine solche deutsche Jugend kämpfte bei Leipzig, nicht eine solche jagte den großen Bonaparte über den Rhein.

Seiner Zeit wurde es dem seligen Bischof Redner übel angerechnet, oder wenigstens wurde es für einen unglücklichen Gedanken angesehen, daß das Direktorium des Marianenkollegiums in Belpsin dem Pfarrer Landsberg übergeben wurde, der bei dieser Gelegenheit auch wirklicher Domherr wurde. Es ist wahr, es arbeitet der viel, welcher arbeiten muß; es ist möglich, daß auch dem seligen Bischof der Pfarrer Landsberg gewissermaßen aufgedrängt

worden ist, denn es war von da ab nicht mehr nötig, ihm Gehalt zu zahlen und im Amtsblatt wurde seine Ernennung ja bekannt gegeben, als ob dies eine vollständig amtliche Angelegenheit wäre. Heute zeigt es sich, daß die Unzufriedenen recht hatten, denn Pfarrer L. mußte von seinem Amte zurücktreten; man erlasse mir, den Beweggrund anzugeben, es ist weniger darum zu thun — soviel ist gewiß, daß seine Stelle ein echter Pädagoge einnimmt, ein Geistlicher, welcher früher Gymnasialprofessor war und die Fakultäten für das ganze Gymnasium besitzt.

Einst rief uns Polen der große, selige Windthorst im Landtage diese Warnung zu: Fürchtet nicht die öffentlichen, bekannten, amtlichen oder irgend welche anderen Kommissare und Agenten, seid vielmehr vorsichtig gegenüber unbekannten, geheimen Spitzeln und Spionen, denn vor denen kann man sich schlecht wahren. Heilige Wahrheit äußerte damals dieser edelste Diplomat und Politiker. Wo sind wir denn heute vollständig sicher, daß uns nicht Jemand observiert, und Rapporte über uns schreibt. Man erinnere sich an den Prozeß des Pfarrers Tyczynski! Wer rapportierte über ihn, wer ging mit dem Bleistift in die Kirche? Der katholische Lehrer, welcher gleichzeitig Organist war, welcher in der Staryzner Pfarrei mehr als einmal Gastfreundschaft genoß. Er beobachtete den Pfarrer Tyczynski — er sagt mit Emphase vor dem Gerichte: in meinem Bezirke — als ob er irgend ein Regierungspräsident wäre. — Wenn es wahr sein sollte, was die „Zeitung“ mittheilt, daß die Marienwerder Regierung die Lehrer beauftragt habe, mitzutheilen, ob die Pfarrer polnische Sabeln und Katechismen vertheilen, — überhaupt in welchem Maßstabe sie zum polnischen Vesen u. s. w. anregen — so würde dies den ganzen Lehrerstand erniedrigen und falschen Denunziationen breit die Thore öffnen. Deshalb will man es auch nicht glauben, daß dies wahr sein soll, trotzdem in den heutigen Zeiten Alles möglich ist.

Als in der vorigen Landtagsession der alte aber immer energiegelasse und rechtliche Abgeordnete, Pfarrer Danzenberg, zum ersten Mal das Wort in der Schuletatsangelegenheit ergriff, rief er die Worte aus: „Das Institut der Kreisschulinspektoren gefällt mir garnicht“ — und wußte genau, weshalb er so sprach; was würde er erst gesagt haben, wenn er die Thätigkeit der Schulinspektoren in unseren Gegenden gekannt hätte. Sieg aus Raciniwo, der Strasburger Abgeordnete beeilte sich sofort mit der Antwort: wir in unseren Gegenden können uns ohne Kreisschulinspektoren nicht begeben, es ist uns nicht möglich, ohne sie zu existiren. Ich glaube dies und weiß auch weshalb? Denn verschiedene Kreisschulinspektoren beschäftigen sich sehr viel mit anderen Angelegenheiten, mit Angelegenheiten, welche durchaus ihnen nicht obliegen, mit Sachen, welche viel Bitterkeit und Zwist hervorgerufen haben.

Wessen Günst haben wir denn die Forderungen um Vermehrung der deutschen Predigten in oft rein polnischen Pfarochien zu verdanken? Wer ruft die Beschwerden über den Propst hervor? — Fragt unsere geehrten Präpöste!

Frühere Anordnungen gaben den Lehrern auf, die Kinder in den elterlichen Häusern aufzusuchen, und dahin zu wirken, deutsch zu reden und selbst nur diese Sprache in und außer dem Hause anzuwenden. In diesen Tagen findet die Generalversammlung der katholischen Lehrer Westpreußens statt. Ob sich die Herren dazu aufraffen werden, einen Protest zu erheben und eine Resolution an-

zunehmen, wonach sie Freiheit in ihrer Thätigkeit verlangen? — Warten wir ab!

Aus Nr. 227 der Gazeta Toruńska

vom 2. Oktober 1901:

Bischofswerda a. d. Ossa.

Der Gazeta Grudziöndzka wird geschrieben: Am vorigen Sonntage, den 22. d. Mts., fand bei uns in unserer Kirche der Kirchweihablaß statt. Von der Zeit der Konsekration der hiesigen Kirche ab findet in jedem Jahre der gedachte Ablass statt und wurde bisher immer — zur Zeit dieses Ablasses — im Hauptgottesdienste die Predigt polnisch gehalten, denn für wen würde sie wohl deutsch nötig gewesen sein — da es doch hier nicht einmal soviel Deutsch-Katholiken giebt, als im Behnspennigstüde Pfennige sind?!

Zu unserem Bedauern fand dies Mal während des gedachten Ablasses eine deutsche Predigt statt.

Deshalb entstand auch, als das Volk von der Kanzel das Deutsche hörte, ein Gemurmel unter demselben, und sie verließen die Kirche. Sehr viele gingen heraus, aber nicht Alle. Wenn alle Polen herausgegangen wären, würde es sich gezeigt haben, wieviel „Dajcz-Katholiken“ es hier giebt. Was unseren Propst zu diesem Schritt bewegt hat, ist bisher ein Räthsel.

Aus Nr. 228 des Dziennik Berliński

vom 3. Oktober 1901:

Unser Patriotismus.

Mit Entrüstung stellen wir fest, daß wir in der heutigen Gazeta Toruńska die Bilder des preussischen Kriegsministers Generals Gölzer und des Befehlshabers des 17. preussischen Armeekorps „Generals v. Lenke“ gefunden haben.

Viele skandalöse Sachen hat die Gazeta Toruńska schon begangen, wir haben uns schon an den Anblick ihres Redakteurs gewöhnt, wie er nach Art der Sakaien und Schuhpuker die Fußtapfen des Allergnädigsten Herrn, des Czaren Russlands, des Königs von Polen u. s. w. leckt, aber noch mehr haben uns die Abbildungen der preussischen Minister und Generale aufgebracht. Zu solchen Spekulationen und Attraktionen, zu solchem Bauernfang — wenn auch mit Hilfe demoralisirender Mittel bewerkstelligt — haben sich nur gewisse Genossenschaften mit beschränkter — Rechtschaffenheit aufgeschwungen. Aber was hilft's: Patriotismus ist — Patriotismus, Geschäft ist — Geschäft.

Aus Oberschlesien.

Aus Nr. 230 des Dziennik Śląski

vom 5. Oktober 1901:

Die preussischen Gendarmen in Galizien.

Am vergangenen Sonntag veranstalteten viele Oberschlesier einen Ausflug nach der Eisenbahn-Grenzstation Brzezinski, um von hier aus eine Fußpartie zu unternehmen. Als sie sich bereits im österreichischen Theile des Herzogthums Krakau befanden, bemerkten die Oberschlesier einige wohlbekannte, trotzdem aber fremde Gesichter in ihrer Mitte. Die preussischen Gendarmen mischten sich,

nachdem sie Zivillleidung angelegt hatten, unter die Ausflügler, darauf rechnend, daß sie bei der großen Anzahl der an dem Ausfluge Theilgenommenen unerkannt bleiben und infolgedessen jede Rede, jede Bewegung und jedes polnische Lied würden überhören können.

Als sie erkannt wurden, ersuchte einer der Ausflügler die ungebetenen Gäste in höflicher, aber entschiedener Form, die Gesellschaft der Polen zu verlassen. Der im Range Ältere von ihnen erwiderte darauf mit gehobener Stimme: „Halten Sie den Mund, Sie wissen doch, daß ich Ihr Oberwachmeister bin!“ Dank einem der dortigen Bürger, der mit dem Herbeiholen der österreichischen Polizei drohte, gelang es, sich der ungebetenen Gäste zu entledigen, die unter allgemeiner Entrüstung sich hinter die preussische Grenzlinie zurückziehen mußten.

Der Vorfall hatte jedoch für die Ausflügler ein unangenehmes Ende. Bei der Rückkehr ordneten nämlich die preussischen Gendarmen, diesmal in voller Uniform, in der Grenzstation Brzezinski eine persönliche Durchsuchung verschiedener Ausflügler an, indem sie angeblich nach verbotenen Broschüren u. s. w. suchten. Mit einigen Polen wurde wegen Tragung der in Preußen verbotenen Sokoluniformen ein polizeiliches Protokoll aufgenommen. (Ueber den Uniformen trugen die Oberschlesier fest zugeknöpfte Zivilüberzieher, und die Sokolmützen trugen sie in der Tasche.)

Wir sind gespannt darauf, was daraus werden wird. Unserer Ansicht nach hatten die Gendarmen kein Recht zur Revision.

Aus Nr. 232 des Dziennik Slaski
vom 8. Oktober 1901:

Betrifft die bürgerliche Freiheit.

Die Schwierigkeiten mit den Volksversammlungen sind sehr groß. Wenn dies nicht der Fall wäre, würden wir in jeder Parochie Volksversammlungen, eine nach der anderen, an jedem Sonntag und Feiertage einberufen, denn wir wissen recht gut, daß dies zur Befreiung des Geistes beiträgt.

Es hält nicht nur schwer, einen Saal zu erhalten, sondern es mangelt auch am Einberufer, der an Ort und Stelle die erforderlichen kleinen Vorbereitungen trafe, selbst Beisitzer giebt es nicht, zu welchen unter den bei uns herrschenden Verhältnissen nur völlig unabhängige Leute ernannt werden können. Denn es ist doch bekannt, daß die Polizei dem Gastwirth in Zabrze gleich nach der Versammlung die Konzession geschnalzt hat. Jetzt wird uns mitgetheilt, daß drei Arbeiter, die in der Versammlung in Zabrze Beisitzer waren, von den Beamten der fiskalischen „Königin Louise-Grube“ protokolllarisch vernommen worden sind. Sie wurden ausgefragt, wer die Versammlung einberufen habe u. s. w. Zum Schluß mußten sie die Verhandlung unterschreiben, daß sie keinerlei Versammlungen mehr besuchen würden, widrigenfalls sie aus der Arbeit entlassen werden würden.

So sieht heutzutage die bürgerliche Freiheit der Arbeiter in Oberschlesien aus! So verfährt ein königlicher Beamter, der doch im Dienste aller Bürger der Monarchie steht, also auch der polnischen, und dies um so mehr, als diese unter seinem Befehl für seinen Lebensunterhalt arbeiten. Anstatt sich von allen nationalen Reibereien fern zu halten, anstatt auf die bürgerliche Freiheit zu halten, kürzt er die letztere noch. Und wenn ein

höherer Beamter ihm so etwas anthun würde, was würde er wohl dazu sagen? Sicherlich würde er sich auf das Gesetz, auf die Verfassung berufen, die die bürgerliche Freiheit garantirt und auch darauf, daß er keinen Vormund mehr brauche, denn er sei bereits ein erwachsener Mensch, der da wisse, was er zu thun habe und für sich selbst verantwortlich sei.

Was ihm erlaubt ist, muß und ist auch jedem Bürger erlaubt. Wir brauchen keine politischen Vormünder, denn wir sind freie Bürger. Mögen die Beamten ihre Kinder bevormunden, nicht aber erwachsene, die bürgerlichen Rechte besitzende Bürger. Was werden die Abgeordneten dazu sagen? Vor diesem Drucke müssen wir uns hüten. Wer es kann, der möge auf jede erlaubte Weise Widerstand entgegensetzen. Es handelt sich um die bürgerliche Freiheit, und zu deren Schutze wollen wir stets und überall auftreten!

Aus Nr. 118 der Nowiny Raciborskie
vom 8. Oktober 1901:

Betrifft den Kirchengesang während der sogenannten Schulmesse.

Den polnischen Eltern geben wir den Rath, gegen den deutschen Gesang während der Schulmesse in rein oder doch vorwiegend polnischen Parochien bei dem Herrn Pfarrer zu protestiren. Sollte der Pfarrer den Gesang nicht aufheben, dann mögen sie sich beschwerdeführend an den Herrn Fürstbischof wenden und ihn bitten, Gerechtigkeit walten zu lassen. Unterlasset es nicht, denn falls eine gewisse Zeit verstreichen und Niemand Einspruch erheben sollte, könnte der Pfarrer sagen, daß die Eltern sich damit einverstanden erklären, und das Deutschthum, einmal in die Kirche eingedrungen, wird immer weiter um sich greifen.

Aus Nr. 119 des Katolik
vom 8. Oktober 1901:

Rydułtow.

Als in unserer Schule einer der Lehrer auf Urlaub ging, wurde er von einem Lehrer B. vertreten. Dieser bemerkte bei einem achtjährigen Mädchen, daß es ein Buch in polnisches Zeitungspapier eingewickelt hatte. Er befragte es, wer ihm das Büchlein in das Papier eingewickelt habe. Als das Mädchen zur Antwort gab, es hätte das selbst gethan, riß der Lehrer die Zeitung von dem Buche herunter und bestrafte es mit zwei Schlägen auf die Hand. Er sagte, es sei nicht gestattet, ein Schulbuch in polnisches Zeitungspapier einzuhüllen. Es wurde ihm sehr schwer ums Gewissen, als er von dem Mädchen erfahren hatte, daß sein Vater diese Zeitung lese. Die Mutter begab sich zu dem Lehrer und protestirte dagegen, daß er das Kind deswegen strafe. Der Lehrer antwortete, er habe das Kind deshalb gestraft, weil es das Buch in ein beflecktes Papier eingewickelt habe, nicht aber aus dem Grunde, weil dies ein polnisches Blatt gewesen sei. Wir wissen aber, was wir davon halten sollen.

(Man muß die Sache mit dem Mädchen genau besprechen und ihm polnisch lesen und schreiben beibringen. Dies wird die beste Antwort sein.)

Aus Nr. 39 der Praca
vom 29. September 1901:

Die ersten Schüsse.

In Zabrze in Oberschlesien hat eine polnische Volksversammlung stattgefunden. Das ist in den politischen Verhältnissen des Großherzogthums Posen eine gewöhnliche Thatsache, — für Oberschlesien aber eine solche von großer Tragweite.

Im Posenschen haben sich unsere Feinde schon daran gewöhnt, daß das polnische Volk fühlt und denkt, daß es über seine Unbilden berathen will, in Oberschlesien dagegen gilt die Volksbewegung heutzutage als ein Produkt der hervordachsenden „großpolnischen Agitation“.

Wie viele Schwierigkeiten mußten daselbst überwunden werden, ehe eine solche Versammlung zu Stande gebracht werden konnte!

Zuerst waren es innere Schwierigkeiten. Wir haben hier nicht speziell die Verhältnisse der Stadt Zabrze im Sinne, sondern wir betrachten hierbei die allgemeine Lage, wenn wir behaupten, daß das erste Hemmnis zur Veranstaltung einer Versammlung die Kirchenbehörde ist.

„Was soll euch eine Versammlung, Leute?“ — so fragt der deutsche Propst, und von der Kanzel herab erwähnt er etwas von den „Agitatoren, die seine Parochie aufwiegen und denen man aus dem Wege gehen müsse.“

Das ist hier nicht so wie im Posenschen, wo zugleich mit den die polnische Versammlung veranstaltenden Handwerkern auf der Anklagebank der schätzbare und ehrwürdige polnische Geistliche Platz nimmt und wofolbst der Staatsanwalt auf ihn hindeutet, als sei er die moralische Triebfeder der Versammlung.

In Oberschlesien geht es vielmehr umgekehrt zu: daselbst erfährt der Landrath in Ermangelung anderer, besserer Quellen unmittelbar oder mittelbar von dem deutschen Geistlichen, wer in der Parochie die Agitatoren sind — und dann: Wehe ihnen! Wenn sie in einer Fabrik arbeiten, so werden sie entlassen, wie das vor Kurzem einigen polnischen Arbeitern in Hohenlohehütte ergangen ist. Wenn sich Jemand, was Gott verhüten wolle, in einer amtlichen Stellung befindet, so wird er davon-gejagt; besitzt er den Schankkonsens, so droht man ihm mit der Entziehung desselben; ist er vollständig unabhängig, dann zeichnen ihn die Ortspolizei und der Herr „Amtsvorsteher“ gar tief in ihre Herzen ein, bis auch die Reihe an ihn gekommen ist.

„Fort mit den polnischen Agitatoren!“ — so erklingt die allgewaltige Losung in Oberschlesien.

Es ist daher eine gar schwierige Sache mit den Versammlungen, denn wer anders soll sie anmelden, als der Einberufer! Schließlich tritt noch die Saalfrage hinzu! Der deutsche Restaurateur weigert sich, den Saal herzugeben, denn wozu soll er die Ungnade der Polizei über sich ergehen lassen? Der polnische Restaurateur, der da einwilligt und den Saal zur Verfügung stellt, kann sicher sein, daß sich am Tage vor der Versammlung die Polizei oder die Baukommission einfindet, plötzlich die Gefahr eines eventuellen Einsturzes entdeckt und die Bude überhaupt schließen läßt, oder aber sie findet zum Mindesten irgend eine Thür mit schadhaftem Schlosse oder irgend etwas Ähnliches. Das genügt voll-auf! O, die wacksame Polizei sorgt dafür, daß die Ansteckungsgefahr der polnischen Agitation nicht etwa unter den freien Bürgern des konstitutionellen preußischen Staates Verbreitung fände! Wegen irgend eines Schlosses, oder eines schlecht funktionirenden Ventilators, oder wegen einer im

Sommer schlecht schließenden Ofenthür wird das Recht, sich zu versammeln, beeinträchtigt, die Konstitution bleibt aber trotzdem als solche bestehen.

Doch kehren wir zu der Versammlung in Zabrze zurück. Nach vielen glücklich überstandenen Schwierigkeiten konnte dieselbe abgehalten werden. Schon dafür allein haben sich die Veranstalter der Versammlung die Dankbarkeit des Volkes erworben.

Zum Vorsitzenden wurde im industriellen Bezirke Oberschlesiens der bekannte und allgemein beliebte Dr. Stenslicki aus Laurahütte gewählt, welchen unsere Anhänger in vielen an unsere Redaktion gerichteten Briefen schon längst als einen solchen von denen genannt haben, dem das ober-schlesische Volk in erster Reihe seine Mandate anvertrauen möchte, welche heute durch die Ballestreim, Heijig, Glowakzi und Jaltin eingenommen werden.

Der Hauptredner war der Redakteur des Katolik, Herr Siemianowski. In anderthalbstündiger Rede, welche dem übrigens durch seine Redegewandtheit bekannten Redakteur das Zeugniß ausstellte, daß seine Fähigkeiten als Redner auch für eine weitere politische Arena ausreichen würden, besprach Herr Siemianowski die polnische Angelegenheit Oberschlesiens. Sein Vortrag wurde vielfach durch stürmische Beifallsbezeugungen unterbrochen.

Der ausdauernde Redner berührte alle wichtigeren brennenden Fragen: er sprach über das Verhältniß der Polen zur preußischen Regierung, sowie über das Verhältniß der Deutsch-Katholiken zu uns. Besonders auch der durch die Kirche betriebenen Germanisation widmete er eine Reihe treffender Betrachtungen.

„Das Verhältniß des polnischen Volkes zur preußischen Regierung — das sind die Worte des Redners — ist völlig aufgeklärt.“ Die preußische Regierung macht nie etwas, was für die nationale Entwicklung des polnischen Volkes von Vortheil sein könnte. Dessen sollten wir alle eingedenk sein! Doch nicht allein die Regierung, aber auch die Deutsch-Katholiken, die Zentrumsparthei und besonders die Geistlichkeit stehen in einem ähnlichen Verhältnisse zu unserer Sache.

Nach diesen kernigen Worten seiner trefflichen Rede, die einen Beweis von dem fast hundert-jährigen Bestehen des polnischen Elements unter preußischer Regierung gaben, ging Herr Siemianowski zur speziellen Besprechung verschiedener Punkte über. Alsdann sprach Herr Dombek, welcher das Hauptgewicht auf die polnische Erziehung der Jugend und auf die Verbreitung der polnischen Bibeln legte.

Obwohl diese beiden Reden kraftvoll und kernig genug waren, so fehlte in ihnen das, worauf das ober-schlesische Volk mit Sehnsucht wartet; es fehlte in ihnen die Losung: wir werden Polen wählen!

Doch diese Losung entfaltete sich von selbst aus diesen Reden; wenngleich sie auch durch die beiden ersten Redner nicht ausgesprochen worden ist, so stand sie dennoch so klar vor den Augen der zahlreichen Versammelten, als ob sie irgend eine un-gesehene Hand deutlich über die Rednertribüne geschrieben hätte.

Wir wollen daher den Rednern keinen Vorwurf daraus machen; vielleicht wollten sie es sogar haben, daß sich diese Losung selbst aus der Mitte der Versammelten heraus mit Macht einen Weg bahnen sollte. Das ober-schlesische Volk sollte seine Meinung über die deutschen Abgeordneten nicht verschämt unter den Scheffel stellen, sondern klar und

deutlich seine Anschauungen zu erkennen geben.

So haben auch nach kurzem Intermezzo, in welchem der sozialdemokratische Redakteur, Herr Morawski, seinen Senf dazu geben wollte, die Herren Lesniak und Blochut, Anhänger der Praca und unsere Vertrauensmänner, das Wort ergriffen, um kurz und treffend von der Wahlangelegenheit zu sprechen. „Wenn wir solche Abgeordnete nach Berlin entsenden sollen, die unserer polnischen Sache nicht dienen, so senden wir an ihrer statt lieber ein Bündel Stroh“ — rief Herr Blochut, und ein schallendes Bravo bildete das Echo seiner Worte.

O, möchte dieses Echo aus einer Versammlung in die andere gehen, immer mächtiger werden und bei den Wahlen laut und kräftig wie der Donner erschallen, dann wird auch sicherlich das polnische Volk aus Oberschlesien nicht ein „Bündel Stroh“, wohl aber mehrere neue polnische Abgeordnete nach Berlin entsenden!

Das gebe Gott!

Wester.

Sozialdemokratisches.

Aus Nr. 40 der Gazeta Robotnicza

vom 5. Oktober 1901:

Wilhelmsburg.

Die Versammlung des Arbeiter selbstbildungsvereins fand am 22. September statt. Den Vortrag über das Thema — der Sozialismus der Gemeinde — hielt Genosse Ziolka. Aus der Berichterstattung nehmen wir nachfolgende Ziffern heraus: gewöhnliche Versammlungen fanden 10 statt, öffentliche Volksversammlungen 4. Bedauerlicherweise erschienen die Mitglieder sehr unregelmäßig zu den Versammlungen. Kassenrechnungslegung. Einnahme: Bestand aus dem Vorjahre 22,45 Mark. Für Monatsmarken 180,60 Mark. Einschreibegebühren 2,60 Mark. Für Bonn 10,70 Mark. Sammlung für die Zeitung 9 Mark. Aus Vergnügen 15,40 Mark. Summa 270,75 Mark.

Ausgabe: Für Zeitungen 138 Mark, den Referenten 33 Mark, Flugblätter und Plakate 13,50 Mark, Post und Papier 3,10 Mark, Besoldung des Kassiers 20 Mark. Summa 207,60 Mark. Für richtig befunden von den Revisoren Zenker und Lipkowski. In der Kasse verblieb ein Bestand von 63,15 Mark.

In den Vorstand sind gewählt: Genosse Ziolka zum Vorsitzenden, Genosse Franz Lipkowski zum 2. Vorsitzenden, Maciejewski zum Sekretär, Genosse Zenker zum Stellvertreter. Revisoren sind: Ignaz Lipkowski, Kottuj und Dwojak.

Aus den Blättern des Auslandes.

Aus Nr. IX. des Przegląd Wszechpolski

Septemberheft 1901:

Der vertagte Prozeß der Akademiker in Posen, sowie der vor Kurzem erledigte Prozeß der 60 polnischen Gymnasiasten und Aleriker in Thorn sind nicht nur charakteristische, sondern auch erhebende Erschei-

nungen in dem Leben der polnischen Gesamtheit im preußischen Antheil. Wir wollen den Verlauf der Gerichtsverhandlungen in Thorn hier nicht wiedergeben, denn die Zeitungsleser selbst im russischen Antheil haben von der faktischen Seite des Prozesses einen ziemlich zutreffenden Begriff. Wir wollen uns auch nicht mit der rechtlichen und politischen Seite der Prozesse befassen, denn auch hierüber ist bereits genug in der polnischen Presse geschrieben worden, und in einer solchen Angelegenheit können wohl kaum zweierlei Anschauungen existieren. Es heißt das Joviel, daß es zweierlei Anschauungen unter wirklichen Polen nicht geben kann, denn Herr Stojakowski hat z. B. ein votum separatim eingelegt, und wer weiß, ob nicht auch Herr Pilsch noch ein Original-Urtheil fällt.

Bei diesen Prozessen interessieren und zwingen uns zum Nachdenken nicht die Thaten, sondern die Personen, die angeklagten jungen Leute, das junge Geschlecht, aus welchem binnen kurzem eine geschlossene Reihe von intelligenten Leuten hervorgehen wird — ja sie beginnt heute schon aus ihnen hervorzugehen — welche sich dazu vorbereiten, die Führerrollen in der polnischen Gesamtheit im preußischen Antheil zu übernehmen. Ja im ganzen Antheil, denn die Angeklagten waren nicht nur Posener, wie sie eins der Warschauer Blätter nennt. Im Gegentheil, fast alle in Thorn abgeurtheilten Gymnasiasten und Aleriker stammten aus Westpreußen, außerdem befanden sich in beiden Prozessen unter ihnen einige Oberschlesier. Charakteristisch und fast allen Angeklagten gemeinschaftlich ist die jugendliche Reinheit und gleichzeitig die in diesem jungen Alter wunderbare Festigkeit des Charakters, man könnte sagen dessen vorzeitige Reife. Junge Leute von selbst geringem moralischen Werth sind zeitweilig zum Heldenthum fähig, zur übertriebenen Bravour, zur Verachtung der eigenen Gefahr. Diese aber stellen sich anders dar. Kühn, überlegt, vorsichtig sprachen sie vor Gericht nicht eine einzige überflüssige Meinung aus, ja sie gebrauchten nicht einmal einen überflüssigen Ausdruck. Sie leugneten nicht, suchten sich nicht lügenhaft herauszudrehen, aber sie bekannten sich auch nur zu dem, was die Voruntersuchung durch Beweise festgestellt hat. Sie sagten nicht, daß sie geheime Vereine nicht gebildet hätten, sie verlangten aber Beweise dafür, daß solche Vereine existirt haben und behandelten die Beweisgründe der Anklage vollkommen sachlich. Große Bildung des Charakters ist erforderlich, um sich auf einer Linie zu erhalten, von welcher jedes Abweichen Leichtfertigkeit oder Mangel an Würde wäre.

Selbst die Schwächsten — und es gab einige solche unter ihnen — welche sich in der Voruntersuchung verwickelt und Geständnisse abgelegt hatten, welche die Kollegen belasteten, hielten sich standhaft und brav, und rehabilitierten sich einigermaßen vor der Gesamtheit. Bei dem Thorner Prozeß gab es nur eine Differenz, welcher jedoch keine allzugroße Bedeutung beizumessen ist.

Diese Mitglieder der geheimen Verbindung — manche von ihnen nannten sich gern Philomathen und besaßen ein Recht, sich so zu nennen — zeichnen sich, wie ich schon bemerkt habe, nicht nur durch Ueberlegtheit, sondern auch durch moralische Reinheit aus. Solche junge Leute, welche Karten spielten oder die Wissenschaften vernachlässigten, wurden in die Vereine nicht aufgenommen, oder aus ihnen ausgeschlossen. In dem Charakter der jungen Leute steckt militärische Disziplin und klösterliche Enthaltensamkeit. Ihre Schulvereine sind gleichsam religiöse Bruderschaften, und ihr Patriotismus hat einen gewissen religiösen Charakter, einen religiösen, nicht einen Charakter des Bekenntnisses.

Ein bekannter Kritiker und Schriftsteller, welcher längere Zeit in Paris gelebt hatte, und zwar in einer ziemlich unruhigen Epoche, erzählte mir einst von einer interessanten Erscheinung, nämlich davon, wie sich der Straßenpöbel angeichts eines vorherzusehenden Kampfes mit der Polizei oder dem Militär verhalte. Sobald sich die Municipalgarde zeigte, welche geschlossen in Reih und Glied vorging, begann unter den Massen ein Schwanken, dessen Resultat ein instinktives Zusammentreten von Kämpfern war. Ohne Kommando, ohne vorhergegangene Verständigung ziehen sich die Schwächsten nach hinten in die letzten Reihen zurück und in den ersten Reihen, insbesondere aber um die damals verbotene rothe Fahne sammeln sich die tüchtigsten, energischsten und am meisten händelsüchtigen Gestalten. Der aufmerksame Beobachter konnte bemerken, daß diese besondere Zusammenfassung sich immer in ähnlichen Fällen wiederholte.

Ich glaube daher, daß auch in der Gesamtheit zur Zeit einer derselben drohenden Gefahr, wenn das Lösungswort des Kampfes auf Tod und Leben erschallt, eine solche Zusammenfassung erfolgt, allerdings nicht von Muskeln, sondern von Geist und Charakteren. In solchen Momenten treten in die ersten Reihen der Gesamtheit die tüchtigsten Charaktere, die überlegensten und umsichtigsten Gemüther, die gesündesten Elemente, oft gerade solche, welche unter anderen Verhältnissen, die andere Eigenschaften und Temperamente erfordern, gar nicht in dem Gesichtsfeld des öffentlichen Lebens hervorgetreten wären.

Die polnische Gesamtheit bereitet sich zum Kampfe vor, in welchen sie ihre besten Kräfte hinein führen muß. Und das heutige, Geschlecht, welches heute die bürgerliche Thätigkeit beginnt, ist speziell mit diesen Kräften ausgerüstet.

Schon nach dem Prozesse der Akademiker hat sogar der versöhnungsparteiliche Dziennik Poznański hervorgehoben, daß sich die polnische Gesamtheit ihrer Jugend nicht zu schämen braucht. Nach dem Thorner Prozeß, in welchem auf der Anklagebank Gymnastasten und junge Aleriker Platz nahmen, muß man sagen, daß die Gesamtheit sich um ihre Jugend nicht zu bekümmern braucht. Sie kann um sie und ihre Zukunft beruhigt sein. Diese jungen Leute, diese Kinder wissen sich in den schwierigsten politischen Lagen Rath. Die Richter, welche sie abgeurtheilt haben, wären, wie ein deutschkatholisches Blatt sagt, stolz darauf, wenn sie solche Söhne besäßen. Ein anderes den Polen feindlich gesinntes Blatt besagt, daß in dem jungen polnischen Geschlecht ein gefährlicher und unverföhnlicher Feind des Deutschthums heranwächst.

Diese abgehärteten und gestählten jungen Leute, diese überlegenden und mannhaften Jünglinge werden niemals von dem graben und klaren Wege abweichen, welchen ihnen der polnische Verstand und das nationale Gewissen vorzeigt, sie werden niemals ihre Empfindung — Lügen strafen und sich zu loyalen Schmeicheleien erniedrigen, sie werden sich nicht mit ohnmächtigen Protesten begnügen und niemals den Glauben an die Lebensfähigkeit ihrer Nation, deren reale Bestätigung sie selbst sind, und an den endlichen Sieg ihrer Sache verlieren.

Es sind das echte Söhne ihrer Väter nicht nur in physischer, sondern auch in idealer Bedeutung. Im Laufe der Verhandlung ereignete sich ein geringfügiger, aber immerhin bedeutsamer Vorfall. Die Väter der Angeklagten wollten die Vertheidigung ihrer Söhne durchaus deutschen und jüdischen Anwälten anvertrauen, weil sie glaubten, daß dies auf den Urtheilsspruch des Gerichts einen Einfluß ausüben konnte. Ein großer Theil der jungen Leute war entschieden

dagegen, und zwar nicht nur aus moralischen Beweggründen, sondern auch aus praktischen Rücksichten, indem sie zutreffend bemerkten, daß solche elende Kunststückchen ihnen nichts helfen, vielmehr nur die Tragweite des Prozesses abschwächen könnten.

Ich verfüge nicht über soviel Raum und Zeit, um einen Vergleich zwischen dieser Jugend und den heutigen Leitern und Führern der polnischen Gesamtheit im preussischen Antheil zu ziehen. Ein mir auffallender Unterschied der Charaktere, Temperamente und politischen Anschauungen ergibt sich da aber.

Unter welchen Verhältnissen sich diese Eigenschaften des Gemüths und Charakters gebildet und gestählt haben, welche heut der polnischen Jugend im preussischen Antheil ihren Charakter verliehen, darüber könnte man viel sagen. Was aber ihre politischen Anschauungen und Ueberzeugungen anbetrifft, so kann man mit der preussischen Staatsanwaltschaft sagen, daß diese Jugend vornehmlich aus unserer politischen Schule hervorgegangen ist. Sie hat sich in politischer Hinsicht an der Hand des Przeglad Wschepolski und der Teka ausgebildet, welche gleichsam ihre Schwester ist, an der Hand des Polak, welcher gleichsam ihre volksthümliche Literatur ist, schließlich an der Hand derjenigen Lokaltblätter, welche, wie z. B. der Dziennik Berliński und der Gonic Wielkopolski, sich offen zu dem Programm der national-demokratischen Partei bekennen. Sie bildeten sich unter dem mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß von Leuten, welche mit uns durch die Gemeinschaftlichkeit der Anschauungen und Grundsätze eng verbunden sind.

Das kann und muß man sagen, denn wir sind manchmal fürwahr zu bescheiden — ich spreche hier von der ganzen Partei — und wir machen uns oft selbst die Tragweite des durch uns ausgeübten Einflusses nicht klar, oder wenn wir uns hierüber Rechenschaft ablegen, fürchten wir uns, dies offen zu sagen, damit uns nicht der Vorwurf gemacht wird, daß wir für uns Reklame machen, dünnköpfig sind.

Die preussische Staatsanwaltschaft ist noch weiter gegangen und hat zu beweisen gesucht, daß, weil die Angeklagten beständig den Przeglad und die Teka gelesen haben, alle Anschauungen und Ansichten dieser Blätter, welche den preussischen Gesetzen zuwiderlaufen und dem Deutschthum feindlich gesinnt sind, den Ueberzeugungen der jungen Leute und selbst der Thätigkeit der geheimen Schulvereine, welche den Unterricht der polnischen Sprache und polnischen Geschichte bezweckten, ihren Charakter verliehen haben. Der eifrige Staatsanwalt bemühte sich sogar, einen organisatorischen Zusammenhang zwischen diesen Vereinen und der Nationalliga herauszufinden, aber von dieser Hypothese vermochten sich selbst die habilitirten Wächter nicht zu überzeugen, vielleicht deshalb nicht, weil sie damals die Kommentare des Pfarrers Stojalowski zu dem Thorner Prozeß noch nicht lesen konnten.

Diese Jugend im preussischen Antheil sowie im russischen und schließlich auch hier in Galizien, diese unsere Jugend, welche nicht nur polnisch ist in ihren aufrichtigen Empfindungen, sondern auch durch ihre verständige Gesinnung, die sich ernst und still zu einer bürgerlichen Thätigkeit vorbereitet, welche die Versöhnungspolitik mit Wahnsinn bezeichnen, diese Jugend läßt uns Aelteren mit Zuversicht auf die Zukunft der nationalen Bewegung hinblicken. Und die Entwicklung dieser Bewegung, welche im russischen Antheil schon eine kräftige Unterlage besitzt, in den anderen Landestheilen aber beständig eine solche gewinnt und erhält, welche oft unbewußt alle Gebiete unseres Lebens durchdringt, giebt uns die Garantie, daß wir kein „Stab ohne Soldaten“ bleiben werden, wie die polnische

Demokratie, noch ein disziplineloses Militär ohne einen politisch ausgebildeten Stab, wie die Volksbewegung in dieser Provinz oder im Posenen.

Aus Nr. 279 der Gazeta Narodowa
vom 8. Oktober 1901:

Das Sokolfest.

Das ganze polnische Sokolthum, welches im Thaddäus Kosciuszko seinen idealen Patron erblickt, ist verpflichtet, den Jahrestag Kosciuszkos durch eine feierliche Huldigung des Naclawiceer Helden zu begehen. In Erfüllung dieser Pflicht veranstaltet der Lemberger Sokolverein am 13. d. Mts. Abends 6 Uhr in seinem eigenen Hause eine Kosciuszkofeier, verbunden mit Turnübungen und Lanzenfechten. Nach dieser Vorstellung findet in den oberen Sälen ein Ball für die Vereinsmitglieder statt.

Aus Nr. 223 des Czas
vom 28. September 1901:

Prakau, den 28. September 1901.

Mehr denn 35 Jahre sind es her, seit die Einwohner Wiens zum letzten Mal in der Nähe der Residenzstadt Abtheilungen des preußischen Heeres in vollster Rüstung hatten schauen können. Es waren dies die für die Habsburger Monarchie so traurigen und für die Wiener so schmachvollen Tage, als Bürgerdeputationen den Monarchen flehentlich ersuchten, seine Residenz nicht der Gefahr der Belagerung und Vernichtung auszusetzen. Fünf und dreißig Jahre sind seitdem verflossen, und die Wiener konnten wiederum ein Bataillon des aus China über Wien nach Berlin zurückkehrenden deutschen Heeres, diesmal aber bequemer und freier von den Tribünenplätzen aus sich ansehen. Unter den Zuschauern gab es sicherlich viele, die sich der traurigen Julitage des Jahres 1866 sehr gut erinnerten. Mit eigenthümlichen Gefühlen mußten sie sich die „Helden“ des Grafen von Waldersee ansehen. Vielleicht fiel ihnen dabei der ursächliche Zusammenhang zwischen diesen beiden so entfernt von einander liegenden Ereignissen, zwischen den preußischen Triumpfen bei Sadowa und der jetzigen so ungeheuren Ausdehnung Deutschlands in der Welt ein.

Herr Lueger gehört zu Denjenigen, die sich auf das Jahr 1866 sehr gut besinnen können. Er soll daher keine große Lust gehabt haben, die deutschen Krieger im Namen der Stadt zu begrüßen. Dem Beschlusse des Magistratskollegiums sich jedoch fügend, erschien er auf dem Bahnhofe und sprach sich mit den sogenannten Organen der öffentlichen Meinung über die Ankunft des deutschen Bataillons, als den Beweis der innigen Beziehungen zwischen Wien und Berlin, lobend aus. Uns will es jedoch scheinen, als ob die Schaustellung des preußischen Heeres auf den Straßen Wiens, gerade mit Rücksicht auf die geschichtlichen Erinnerungen, nicht gerade die richtige Art und Weise der Festigung des deutsch-österreichischen Bündnisses wäre. Jedenfalls ist geschichtlich dies der letzte Gegner, mit welchem die österreichische Armee einen harten Kampf hat bestehen müssen und auch derjenige, an dessen Fahnen sich die Erinnerungen an die letzte große Niederlage der Habsburgischen Monarchie knüpfen.

Dieses Jahr 1866 hat aber auch die Stellung Österreichs in Europa grundsätzlich geändert, hat den Schwerpunkt seines Einflusses und seiner Be-

deutung in der Welt von Deutschland und Italien auf den Orient verschoben und dadurch nach der Ansicht Bismarcks die jahrhundertelangen Zwistigkeiten zwischen Österreich und Preußen den Boden entzogen — wofür den äußeren Beweis der Dreibund bildet. Die politische Rechnung des eisernen Kanzlers könnte nur in dem Falle als zutreffend gelten, wenn man in dem öffentlichen Leben Österreichs selbst, wenn man vor allen Dingen in der inneren Politik der österreichischen Deutschen die Lehre des Jahres 1866 verstanden hätte, wenn man dessen Folgen angenommen und als endgültig anerkannt hätte. Die innere Schlussfolgerung dieses äußeren Ereignisses ist die bestimmte, entschiedene und unwiderrufliche Verzichtleistung auf jegliche deutsche Hegemonie in Österreich und auf jegliche germanisatorische Aspirationen. Mit dem Augenblick, in welchem Österreich aus dem deutschen Bunde ausgetreten ist, ist dies alles nicht nur ein Anachronismus, sondern sogar eine Gefahr geworden. Denn nur eine grundsätzliche Aenderung in der inneren Politik Österreichs konnte das Aufeinanderplätzen zwischen der deutschen Minderheit und der Mehrheit der übrigen Volksstämme der Monarchie aufhalten. Eine jede derartige Reibung — die deutsche Frage in Österreich schaffend — mußte die Unterlage des im Jahre 1866 geschaffenen Zustandes untergraben, mußte unter den Deutschen auf beiden Seiten der Grenzpfähle Zweifel hervorrufen, ob dieser Stand der Dinge wohl ein definitiver sei und sein müsse.

Der kluge Monarch hat dies recht gut verstanden, nicht verstanden aber haben es die österreichischen Deutschen. Die letzten vier Jahre der Geschichte Österreichs beweisen dies recht deutlich, indem sie einen gewaltigen Aufschwung des deutschen, die geschichtlichen Folgen des Jahres 1866 geradezu verneinenden Elements in der Monarchie aufweisen. Diese Verneinung hat niemals gefehlt und sie hatte stets ihren Ursprung in den inneren Verdeutschungsbestrebungen . . . Hierin aber und nicht in den slavischen Intriguen gegen den Dreibund steckt die einzige, aber nicht zu kleine Gefahr für die im Jahre 1866 geschaffenen Unterlagen des gegenwärtigen Verhältnisses Österreichs zu Deutschland. Die alldeutsche Agitation stellt dasjenige, was im Endresultat in jenem traurigen Jahre für die Habsburgische Dynastie Günstiges ist, nämlich die Beseitigung der Gefahr eines Konflikts mit Deutschland in Frage. Unbeanstandet bleibt nur dasjenige, was in der Folge für die Habsburgische Monarchie nachtheilig ist, d. i. die Schwächung ihrer Stellung in Europa und die riesige Stärkung der Stellung ihres Gegners aus dem Jahre 1866. Unserer Ansicht nach wäre es unter den jetzt herrschenden politischen Verhältnissen im Interesse des Bündnisses mit Deutschland besser, das chinesische Bataillon in Wien nicht zu zeigen.

Aus Nr. 227 der Nowa Reforma
vom 3. Oktober 1901:

Fürstbischof Kopp germanisirt.

Als wir vor Jahren auf die Gefahr, welche für das polnische Element im preußischen Antheil aus der bedingungslosen Stellung des Volkes unter den Schutz der Geistlichkeit entstehen konnte, aufmerksam machten, als wir vor dem politischen Liebäugeln mit dem katholischen Zentrum warnten, wurden wir seitens der klerikalen Presse auf das Heftigste angegriffen und verurtheilt. Es wurde uns natürlich das katholische Gefühl abgesprochen,

wir wurden als Reher und Gotteslästerer u. s. w. bezeichnet. Dieselben Blätter schreiben jetzt: „Gewalt, rettet, die Kirche germanisirt uns das Volk, die Geistlichkeit stellt sich in den Dienst des Säkularismus.“ Möchte dieser Herzensschrei nicht zu spät kommen. Man durfte nicht die Religion dort hineinmischen, wo sie nicht hingehört und wir hätten heute keine neue Gefahr, man hätte sich nicht vor den großen Zentrumspropheten so sehr beugen sollen und man würde uns heute nicht mit Fußtritten behandeln. Fürstbischof Kopp hat ja schon in den ersten Jahren seines Priesteramtes jenes berühmte Rundschreiben an das polnische Volk erlassen, in welchem er den polnischen Eltern verboten hatte, ihre Kinder aus Gebetbüchern polnisch lesen zu lehren, indem er behauptete, daß sie dadurch die heiligen Bücher vermehrten. Wir waren das erste polnische Blatt, welches die Sache zur Sprache brachte. Es wurde viel Staub aufgewirbelt; selbst der klerikale Kurier Boznanski fühlte sich veranlaßt, mit größter Ehrerbietung dem Fürstbischof Kopp auf Grund von Zitaten aus der heiligen Schrift und päpstlichen Encykliken auseinanderzusetzen, daß er zum Erlaß derartiger Anordnungen keine Berechtigung habe. Der Fürstbischof hat denn auch seinen unvernünftigen und chauvinistischen Erlaß zurückgezogen.

Es konnte jedoch schon damals nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, wo der Breslauer Bischof hinauswollte und als wir anfangen zu be-

weisen, welche Gefahr aus seiner Thätigkeit auch für das Herzogthum Teschen, welches doch zur Breslauer Diözese gehört, entstehen könnte, hatte man die ersten germanisatorischen Anstürme des Herrn Kopp vergessen und ihn wieder als einen der besten Priester anerkannt, uns aber zu Gegnern der Kirche, die vor ihrer Hierarchie keine Achtung haben, erklärt.

Heute zeigt es sich, daß wir den Fürstbischof Kopp sehr gut erkannt haben, diejenigen aber, die den Schutz der Religion auf ihre politische Fahne geschrieben haben, die mit dem Katholizismus während der Parteikämpfe prahlen, fühlen sich nicht veranlaßt, diese Religion im Schutz zu nehmen, wenn sie von dem germanisatorischen Geiste zu Grunde gerichtet wird.

Ist es denn nicht Schimpf und Schande für die polnische Fraktion, daß sie bis jetzt im Parlament noch nicht mit der energischen Forderung aufgetreten ist, von dem Breslauer Bisthum den ihm untergebenen Theil Oesterreich-Schlesiens zu trennen? Die Breslauer Bischöfe werden ja stets preußische Deutsche nicht nur in Breslau, sondern auch in Teschen bleiben.

Es ist Pflicht der polnischen Abgeordneten, sowohl derjenigen in Oesterreich, als auch der in Deutschland, für das polnische Volk einzutreten und es vor den germanisatorischen Angriffen des Fürstbischofs Kopp in Schutz zu nehmen.